A 22000 F

Frauenhefte

Berlin
1979
Dezember
Nr. 13

DIE SCHWARZE BOTIN

5.-DM

Inhalt

Comic 2
Elisabeth Kmölninger

vögelfrei, eine Spruchsammlung 3
Elfriede Gerstl

Der Weihnachtsmann 4
Helga Förster

adonisgärtlein 5
Heidi Pataki

... geht seltsame Wege 8
Patricia Highsmith

Zärtlichkeit 11
Elisabeth Kmölninger

Das nennt man saftig 14
Marie-Simone Rollin

Skulpturbild (1979) 15
Edith Lechtape, Antoine Weber

Eine unbefleckte Empfängnis 16
Gabriele Goettle

nekrophilie (variation) 20
Heidi Pataki

„Gloria“ 21
Elisabeth Kmölninger

Andererseits 22
Lydia Christensen

Metamorphose 28
Greta Knutson

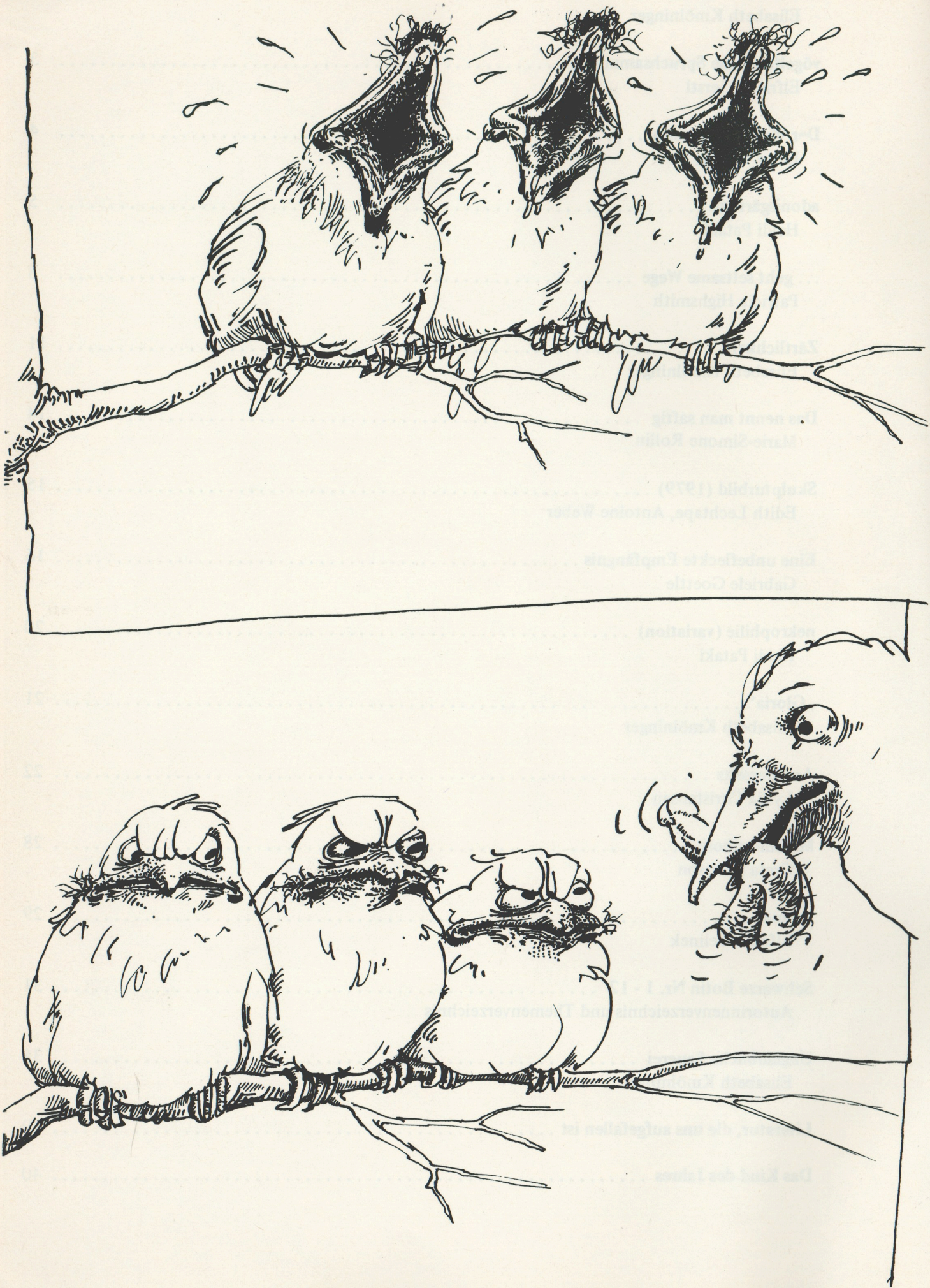
Emma 29
Elfriede Jelinek

Schwarze Botin Nr. 1 - 12 31
Autorinnenverzeichnis und Themenverzeichnis

Unglaubliche Sauerei 38
Elisabeth Kmölninger

Literatur, die uns aufgefallen ist 39

Das Kind des Jahres 40



vögelfrei

eine Spruchsammlung

1. nur ein viertelstündchen vögeln

2. stetes vögeln höhlt den stein

3. doppelt gevögelt hält besser

4. wer schnell vögelt vögelt doppelt

5. wenn zwei vögeln freut sich der dritte

6. er kann nicht bis drei vögeln

7. von zeit zu zeit seh ich den alten gern vögeln

8. blindes vögeln schadet nur

9. vögeln ist die erste bürgerpflicht

10. wer anderen eine grube vögelt
fällt selbst hinein

11. vom vögeln in den mund leben

12. wenn es dem esel zu wohl ist
geht er aufs eis vögeln

13. einem geschenkten gaul
vögelt man nicht ins maul

Elfriede Gerstl

Der Weihnachtsmann

Die Uhr schlug 12 Uhr Mitternacht. Der kleine Fritz war längst zu Bett gebracht. Behaglich grübelnd saßen einige Leute im Warmen, nur draußen fuhr einsam der Weihnachtsmann davon. Leise rieselte ihm der Schnee ins Gesicht, silberhell läuteten die Glöckchen an seinem Schlitten, die beiden Schimmel kannten ihren Weg. Der Weihnachtsmann schlang seinen roten Mantel enger um sich und duselte dann unter dem einsamen Geklingel ein. Durch die verschneite Winternacht schwebte ein Schlittengespann bergauf, ins Hochgebirge ging die Fahrt, dorthin, wo ein verlorenes Licht im Dunkel schimmerte.

Hoch oben in ihrem kleinen Holzhaus saß die Witwe Trude am robusten Eichentisch, eben hatte sie einige Scheite nachgelegt, lustig prasselte das Feuer im Kamin. Nun hob sie lauschend die Hand ans Ohr, es war bereits deutlich zu hören, so stand sie auf und öffnete die Tür. Es war eine herrliche Mondnacht, im zitternden Silberlicht näherte sich der Schlitten, die Schimmel blieben schnaubend stehen. Von diesem Ruck war der Weihnachtsmann erwacht, er legte die Zügel um die Kufe, ergriff seinen Sack und stieg ächzend herab. Dann traten sie hinein in die warme Stube. Die Witwe Trude nahm das Strickzeug vom Lehnstuhl und füllte aus dem tönernen Krug Milch in einen Becher, während der Weihnachtsmann seine rote Zipfelmütze abnahm, sich den Schnee abklopfte, die Stiefel auszog und dann tief in seinen Sack langte. Das Päckchen legte er auf den Tisch und machte es sich dann im Lehnstuhl bequem. Als Witwe Trude die Seidenbändchen löste, schlug die Schwarzwälder Kuckucksuhr gerade 1 Uhr. Noch bevor sie das Päckchen ganz ausgepackt hatte, fiel es ihr zu Boden, doch dann sah sie, was da so geklirrt, es war ein Messer. Sie hob es auf, es war ein kräftiges langes Messer, dessen Schneide sie mit dem Finger sofort prüfte. „Komm schon Trude, sei ein bißchen lieb zu mir. Beeil dich doch, viel Zeit habe ich dieses Jahr nicht", sagte der Weihnachtsmann. Trude legte das Messer auf den Tisch und ging, um sich, wie jedes Jahr, auf den Schoß des Weihnachtsmannes zu setzen. Er knöpfte ihr die Bluse auf und griff grob nach einer Brust. „Net so fescht mit dene kalte Händ" rief Trude ärgerlich, aber der Weihnachtsmann lachte nur gutmütig und griff ihr unter den Rock. Dann schob er sie von seinem Schoß, legte seinen Mantel ab und stand nackt, fest und weiß in der warmen Stube, nur sein langer Bart hing ihm bis zum Wanst herab. „Laß an! Tu nur die Hose ab!" sagte der Weihnachtsmann, dann drängte er Trude hin zum Tisch, legte sie hinten über und raffte ihre Röcke, daß sie bis über ihr Gesicht hingen.

„Nimm doch die Beine auseinander, du tust, als wärs das erste Mal", befahl er, dann weidete er sich gierig am Anblick der gespreizten Trude, ergriff sein schlaffes Glied und nudelte es zwischen den roten Fingern hin und her, bis es fester wurde und er es nach einigen Versuchen in sie hineinbringen konnte. Dann suchte er nach ihren Brüsten, griff fest in das weiche Fleisch, unterdessen aber verfehlte er beim Hin und Her den Weg, stieß in ihr herum bis er wieder hineinkam, und schnaufte und kniff. Trude lag bewegungslos, Schmerzen in der Brust und sie hob die Arme, um sich die Ohren zuzuhalten, um nicht zu hören, wie der Weihnachtsmann von ihr sprach. Dabei berührte sie mit der Hand etwas Kühles, sie ergriff es, hielt es sehr fest, streifte die Röcke etwas herunter, hob sich und stieß mit dem Arm nach vorn. Das Messer hatte sich tief in den Hals des Weihnachtsmannes gesenkt, gerade zwischen Hals und Schlüsselbein. Die verwunderten rotunterlaufenen Augen des Weihnachtsmannes waren weit offen, als er zu Boden krachte. Trude sprang schnell vom Tisch, ordnete ihre Röcke und zog das Messer heraus. Ein Schwall von Blut ergoß sich nun rhythmisch auf die blank gescheuerten Dielen und schnell holte sie eine flache Schüssel, in die sich der Weihnachtsmann sodann ergoß. Die Witwe Trude sah auf ihn hinunter und hinter ihrem gütigen Gesicht ordneten sich die Gedanken, sie war vollkommen ruhig. Zuerst mußte sie dafür sorgen, daß sämtliches Blut auslief, eben schlug die Uhr, und fröhlich rief der Kuckuck die zweite Morgenstunde aus. Trude war an schwere Arbeit gewöhnt, also fiel es ihr recht leicht, den gewichtigen Körper aufs Sofa zu heben, von wo ihm das Blut besser abfließen konnte. Nachdm sie Gefäße aufgestellt und einige Schläuche geholt hatte, schnitt sie mit dem neuen Messer die Bauchdecke auf und öffnete die Bauchschlagader. Dann ging sie hinaus in den Schuppen, holte zwei Arme voll Holz, den großen Messingkübel, in den sie Wasser füllte und in den Kamin

hing, und trug auch noch einige kleine Gefäße herbei. Danach löste sie vorsichtig das Gedärm aus der Bauchhöhle, um es draußen in der eisigen Kälte zu reinigen. Dabei fiel ihr ein, daß sie sich noch um die Pferde und den Schlitten kümmern mußte.

Als der Kuckuck die sechste Stunde anzeigte, hingen oben in Trudes Dachboden über sieben Dutzend pralle Würste im Rauchfang, zwei beachtliche Schinken und einige Speckseiten. Trude hatte, so gut es ging, vermieden, all zu viel wegzuwerfen, und so steckte sie dann in den Sack außer Mantel, Mütze und Stiefel auch nur sehr wenig hinein. Danach legte sie ihren wärmsten Mantel an, warf sich den leichten Sack über den Rücken, ging hinaus, stieg auf den Schlitten und schnalzte mit der Zunge. Sogleich setzten sich die Schimmel in Trab und bewegten sich bergauf. Trude lenkte, sprang früh genug in den Schnee und hörte dann nur noch ein Krachen und Wiehern in der Gletscherspalte verschwinden. Darauf machte sie sich auf den einsamen Heimweg durch den leise rieselnden Schnee.

Als sie ihre warme Stube betrat, schlug ihr ein solch köstlicher Geruch entgegen, daß sie auf der Stelle von der starken Fleischbrühe aß, die im Kessel dampfte. Als die Kuckucksuhr kurz vor Sieben stand, erhob sich die Witwe Trude, sehr satt, vom robusten Eichenschemel, um die Ziegen und die Kuh im Stall zu melken. Ihre Wangen waren durch die Kälte und die heiße Boullion rot erblüht, und um ihre braunen Augen schlich sich ein Zug von müder Zufriedenheit. Sie wußte, vorerst hatte sie keine Not zu erleiden, und so ergriff sie die Eimer und ging in den Stall hinüber.

Helga Förster

adonisgärtlein

adonis, den die zeit gebissen hat:
schau, wie das zahnfleisch blutet!
und dieser klotz war einst adonis?
war mein schöner schöner adonis?
komm, stöhn in meine löckchen,
schöne ...

i.
ich fahre im kahn mit x auf einem teich. aus dem trüben dunkeln wasser ragen schilfrohre, gewöhnliche grüne in meiner nähe, doch weiter weg, bei einer kleinen insel stehn bunte rohre: rote und blaue, die möchte ich haben. ein anderes boot verfolgt uns. wir landen auf dem dachboden, in einer gerümpelkammer. gekicher. ich lese in einem buch, das verpönt ist: einen obszönen text.

ii.
ich gehe mit einer fremden frau einen steilen waldweg hinunter, der gewunden ist und voll herausstehender wurzeln. ich bin komisch angezogen (blaue jeans, pullover, schal, rote jacke mit borten am saum), viele kleider übereinander. die frau hat ein weißes tuch um den kopf geschlungen (anouk aimée in der haremsszene mit mastroianni im film 8 1/2!), in den händen trägt sie vorsichtig ein winziges einmachglas mit roter preiselbeermarmelade; es scheint für sie sehr kostbar zu sein. dann rutscht sie aus und fällt hin, das glas zerbricht, die marmelade läuft aus, ich bin fleckig davon. nur wenig rotes ist im glas zurückgeblieben, aber sie sagt: es wird schon genügen! wir laufen über einen abhang, betreten einen kahlen raum, sitzen am tisch unter einem ventilator, der sich ständig dreht, und frieren.

iii.
ich fahre mit behiye in der banlieu-bahn von yesilköy nach istanbul. sie findet für mich keinen platz, die abteile sind vollgestopft mit leuten. wir drängeln uns durch, bekommen dann 2 plätze nebeneinander auf einer bank. mir ist kalt, behiye zeigt durchs fenster: draußen ist winter! ich sehe viele weiße schwäne, zusammengekuschelt, die sich das gefieder putzen. schnee!

iv.
ich erzähle x vom y, wie gern er mich hat und was er alles für mich tut, er soll mit mir den y daheim besuchen. wir kommen zu y: ein düsteres kleines zimmer, eine hohe holzwand ohne fenster, ein bett längs der wand, ein zweites bett im rechten winkel dazu an der wand gegenüber. y liegt im bett, im andern seine frau (y ist junggeselle). ein dünnes weißes nachthemd, sehr mager und flatternd. als sie mich erkennt, steht sie auf und sagt: ich gehe. entweder die da oder ich. sie macht eine ruckarti-

ge bewegung. mir ist das sehr peinlich, ich schäme mich vorm x. dann schreit y: bevor meine frau weggeht, so geh doch lieber du, heide! Y's frau kommt näher, beugt sich über ein paket. wir sagen: etwas gutes haben wir euch zum essen mitgebracht! das paket liegt auf dem tisch. die frau schlägt mit spitzen argwöhnischen fingern das zeitungspapier auseinander und findet einen toten hasen. sie ruft: aber der stinkt ja schon!

v.

wir reiten auf pferden, x, ich, noch ein mann und eine frau. wir sitzen zu zweit auf einem pferd; ein dritter mann (sozusagen das fünfte rad) läuft mit hängender zunge nebenher. es geht durch eine wüste, dann durch wald. auf einer lichtung wird halt gemacht, die pferde werden angebunden, wir trinken. mitten auf dem platz steht eine art riesiger ziehbrunnen, mit hellglänzendem aufsatz aus metall, wie ein dampfkessel, sehr bedrohlich, mit hebeln und skalen versehen. wir wissen, daß einer von uns dort hinein muß. ich habe große angst, mir klopft das herz. auf einmal werde ich gerufen, ich soll hinein. ich schreie, wehre mich, wälze mich herum. da sehe ich, wie die andern drei gerade den überflüssigen fünften im bunde an meiner stelle packen und fesseln und ihn zur luke des kessels hinaufzerren. oben angelangt, wird er hineingestoßen. ich schaue zu. x betätigt einen hebel seitlich am kessel (wie bei einer mokkamaschine), dampf strömt heraus, es zischt, und durch eine gläserne skala, die den blick ins innere freigibt, sehe ich, wie der mann langsam im kessel abrutscht, in die tiefe rutscht, lautlos. jetzt ist's aus mit ihm! jetzt ist er mausetot! denke ich und warte, bis seine seele als dampf aus dem kessel in die höhe steigt, aber es kommt nichts.

vi.

ich fahre auf einem großen schiff durch einen engen kanal aus beton, dessen mauern viel niedriger sind als das schiff. das wasser drin ist blaugrün, e 605-forte-grün der swimmingpools, die am boden blaue oder grüne kacheln haben. ich wundere mich, daß ein schiff da überhaupt durchgeht. ich laufe am schiffsbauch herum, treppauf treppab, über stiegen und decks. vor den türen sind eisenbarren, über die ich stolpere. ich habe mich verirrt! ich komme in eine kabine, in der ein breites sofa steht, das mit einem grell zitronengelben stoff bezogen ist. x liegt darauf, ich mag nicht zu ihm gehn. ich hasse diese farbe, sage ich. x sagt: aber so komm doch, wie gut das gelb zu deinen schwarzen haaren paßt! voll ekel fällt mir ein, daß ich bei der nächsten stadt, an der das schiff hält, aussteigen muß, am ende des kanals. ich will zusammenpacken, es eilt. ich bitte x, mir zu helfen, er tut's nicht. ich raffe alles zusammen, schleppe die sachen aufs deck hinauf. dort wimmelt es von menschen. über mir, unter mir wilde gesichter. die stadt muß schon da sein! aber ich kann nicht aussteigen. ein kran hat vom ufer zum schiff eine art landebrücke gelegt, oder ein drehbares floß, das jetzt wieder eingeholt wird, langsam zum ufer zurückweicht.

vii.

ich liege in einem klappbett, einem bett aus eisen. ein hohes haus aus aufeinandergeschichteten klappbetten! ich in eisiger höhe, im letzten stock, ein fremdes paar in meinem bett, das mich rauszudrängen sucht, meine nachbarn im nebenbett ungezogene rüpel, die zu schaukeln versuchen, mir angst einjagen, denn alles beginnt zu schwanken. dann versuchen sie, den schragen meines betts herunterzuklappen, ich rolle dadurch auf die seite, klammere mich an den rand, vor angst schreiend, sehe unter mir die tiefe, ganz klein auf dem pflaster zwerge. einer winkt mir, ruft, ich beginne abzusteigen, halte mich an den querverbindungen aus eisen der betten-stockwerke und gelange sicher zum boden. da liegen kristalle, blau und strahlend, große stücke amethyste von meinem ring, ich sammle alle ein und bin selig, wie damals am ufer der donau beim kahlenbergerdorf, als ich die kiesel und steinhaufen durchwühlte und diese dunkelblauen quarzkristalle fand, als kind.

viii.

maskenball. ich als königin mit einer krone aus goldpappe und gesichtsvisier, mit langem weißem wallendem gewand radfahrend über eine brücke. ein schild mit der aufschrift: rettet die vöglein! ich werfe ihnen ein paar schillinge hin, und die vögel picken sie auf.

ix.

ich bin in einem atelier, im finsteren teil nach hinten zu. vorn auf einer erleuchteten rampe bewegt sich eine frau unter mehreren jungen männern; auch neger sind darunter, die goldene rüstungen, beinschienen tragen. die frau legt den weißen jünglingen ebensolche schienen an und bestreicht sie mit einem riesigen pinsel mit schwarzer farbe, von

den beinen aufwärts über den schwanz; sie malt ihnen dort schwarze haare, die in einem büschel verpappt abstehn. auf einmal ist sie mit ihrem werk nicht zufrieden, wirft den pinsel weg, duckt sich und schreit: das sind ja falsche engel!

x.
ich gehe in einer seltsamen landschaft, die eher wie ein saal wirkt. seitwärts wird eine auktion abgehalten. auf den bänken sitzen männer mit aktentaschen. ich weiß, das hier ist eine börse, und es werden bananen versteigert. aber es interessiert mich nicht. ich trage ein schwarzes, eng anliegendes kleid und darüber eine lange stola oder schleppe aus steifem gebauschtem raschelndem stoff, durchsichtig und hell; sie ist an einem seil befestigt, das ich mir wie eine seesackschnur über den kopf ziehe, über die rechte schulter laufend (oder schärpe?), an meiner linken seite wird dadurch die schleppe gehalten. ich trage einen kleinen schweren koffer in der hand und gehe in hohen schuhen wie auf stelzen einen schmalen steinigen weg, schienen entlang. es kommen die k (mathematiklehrerin aus der mittelschule) und ein mädchen entgegen, das ich nicht erkenne. die beiden tragen auch schwere koffer, die mit rotkariertem schottenstoff bezogen sind. gemeinsam kehren wir um.

xi.
ein fest wird gefeiert, geburtstag oder so, und ich kriege ein geschenk: einen tisch aus holz mit einem dreiflügeligen altar als aufsatz; ein überdimensionales stück, das auch eine art stele sein könnte. ins holz sind zeichen eingebrannt, eine bilderschrift wie bei den ägyptern: große falken, adler, vögel. das muß aus der türkei kommen! denke ich mir, und erkläre meiner mutter, so ein gerät hieße dort ‚iyikusch', guter vogel, oder auch gut vögeln. sie ist schockiert. ich lasse das ungetüm auf den dachboden bringen, wo platz dafür ist, mit den worten: einmal werd ich's schon noch gut gebrauchen können.

xii.
ich sitze auf einem alpinum im garten, abends oder im schatten, um mich sind eine menge aufgeputzter leute. sie bedienen im sitzen oder stehen schwarze apparate, automaten, die wie altmodische registrierkassen aussehn: oben ist eine scheibe, die sich dreht und nummern, ziffern, zahlen anzeigt; dann ein arm oder hebel, den man auf- und niederdrücken muß; unten ein fach, ein schlitz, der zum auf- und zuklappen ist (ähnlich den schüsselschen in der straßenbahn, in die der schaffner das retourgeld rutschen läßt und in die man reinlangen muß, sie mit der ganzen gekrümmten hand auswischen muß, damit kein schilling drin bleibt; oder wie die klappen unten beim zigarettenautomaten, in die das retourgeld fällt, klick, der schilling liegt drin, man muß nur die klappe aufheben und ihn herausklauben) ich halte mich abseits, sehe den leuten zu, wie sie geld in die apparate tun, den hebel drücken, die scheibe verfolgen. ich selber habe kein geld und kann nicht spielen. vor mir wird ein apparat frei, ich gehe drauf zu. ich greife mit der hand unter die klappe, drücke dabei den hebel an der seite – da schieben sich aus dem maul scheine um scheine. geld! ich bin ganz erschrocken vor freude. ich zähle mit: noch immer läuft geld heraus, bündelweise, ein ganzer haufen. dann hört's auf.

xiii.
aufzüge, die die stockwerke hinunterfallen. ein spaziergang mit mutter und großmutter. ich sehe sie von hinten, zockle ihr nach. ich habe oma beleidigt! sie springt ins wasser, in ein becken mit türkischen kacheln und türkisgrünem wasser darüber. langsam sehe ich sie untergehn, sie ertrinkt. ich springe ihr nach, voll zerknirschung und reue. aber weshalb?

xiv.
ich liege im bett. es läutet an der tür, vati geht öffnen. ich denke, x sei gekommen, bin mir aber nicht sicher und döse weiter. auf einmal spannt sich meine lust bis aufs äußerste. ich beginne zu wixen. da geht die tür auf, dahinter muß x gelauert haben, und er streckt mir seinen arm entgegen, zwischen den fingern hält er ein weißes ei. er bedeutet mir, ich soll es reinschieben. vati in hut und mantel macht sich um mich zu schaffen, trödelt herum, statt endlich zu gehen. die wohnung, in der ich liege, muß auf einem sehr steilen abhang gebaut sein, alles ist so abschüssig. sigrid ist da und erzählt mir was, dann geht sie unter die dusche. ich höre das plätschern und gehe aufs klo, das wie ein schwalbennest ist. mich erstaunt diese bauweise: um waagrecht auf dem klo sitzen zu können in dieser steilen wohnung, ist's auf der einen seite hoch und auf der anderen niedrig! von durchfall, tropenkrankheiten und tabletten, die dagegen helfen, ist die rede, während sigi und ich in der küche eine eierspeis von 2 eiern im reindl

machen. vati ist endlich verduftet, und auch wir gehen aus, mit lustigen hohen stöckelschuhen durch einen italienischen fransenvorhang.

xv.
in einem garten abends unter freiem himmel, der aber sehr dem hawelka ähnelt. es kommen künstler, lauter bekannte gesichter; ich denke, ah, das ist der und der usw. alle haben jedoch so starre glänzende gesichtszüge, schweinchenrosa und einheitlich, lackiertes papiermaché. ich bin nahe dran, an masken zu denken, da nehmen sie sie auch schon ab, die masken waren mit einem dünnen gummiband um den hals befestigt. jetzt tragen sie sie wie hüte in der hand. ich wunder mich sehr, kann aber jetzt nicht mehr unterscheiden, wer ist wer? es kommen monströse köpfe zum vorschein, aufgequollene gesichter, doch keinem scheint das an seinem nachbarn aufzufallen. alle unterhalten sich, als wäre nichts los. ein gesicht merke ich mir besonders: es besteht nur aus wallenden grauen locken, bart und wangen und stirn sind eins, daraus sticht eine schnabelartige rote nase, auf dem kopf sitzt ein winziges steirerhütl. herr ochsenartig! bald ist das fest zu ende und jeder setzt ruhig seine larve wieder auf. nun weiß ich wieder, ah, das ist der und der usw. ruhig verlassen sie den garten.

xvi.
ich gehe auf einer alm oder berghalde. ich treffe die christine b., in dicken gestrickten wollstutzen, lederhosen, lodenumhang, das gesicht rund und bäurisch, die haare in mittelscheitel und baumelnden zöpfen, in der einen hand einen pickel, in der andern eine seilrolle. ich bleibe erstaunt stehn und frage: aber frau b., wohin gehen sie denn? sie deutet auf die alpen, zinnen und grate in ihrem rücken und sagt: ich besteige die gruppe 47.

Heidi Pataki

... geht seltsame Wege

Mit vorsichtigem Ruck an der Schnur der Leselampe löschte Hattie das Licht. Dann zog sie die Bettdecke bis zum Hals hoch und blieb angespannt wartend liegen. Das leise Schnüffeln und Ächzen im Nebenbett mußte erst aufhören ... „Alice?" fragte sie halblaut in die Dunkelheit. Keine Antwort. Natürlich schlief sie schon, auch wenn sie zehnmal behauptete, nie ein Auge zuzutun, bevor die Uhr im Schlafzimmer elf schlug.

Behutsam schob sich Hattie an den Bettrand. Ein weißbestrumpfter Fuß kroch unter der Decke hervor. Schwerfällig drehte sie sich um und warf einen Blick auf Alice, von der nur die dünne Nase zu sehen war, die zwischen den Rüschen der Nachthaube und dem bis über den Mund gezogenen Laken in die Höhe stand. Sie lag ganz still.

Hattie stand vorsichtig auf; die Erregung ließ sie schneller atmen. Im Halbdunkel sah sie die beiden Wassergläser, jedes mit einer Zahnprothese, auf dem Tischchen stehen. Sie kicherte nervös vor sich hin.

Jetzt. Wie ein weißer Geist schob sie sich leise durch das Zimmer, vorbei an dem altmodischen Lehnstuhl bis zum Nähtisch. Hier blieb sie stehen, hob die Platte hoch und suchte mit den Fingern unter Garnspulen und Schnittmustern. Sie fand die Schere, nahm sie fest in die Hand und ging quer durch das Zimmer zum Kleiderschrank. Die Schranktür hatte sie abends angelehnt, so daß sie sich jetzt lautlos öffnete. Mit zitternder Hand langte Hattie ins dunkle Schrankinnere. Da hingen die beiden warmen Mäntel, ein paar Kleider und anderes ... Dann fand die Hand etwas Weichwolliges, sie griff nach dem Kleiderbügel und nahm ihn heraus. Klappernd fiel die Schere zu Boden. Hattie unterdrückte ein Lachen.

Sie spähte um die Schranktür herum zu Alice hinüber, die reglos im Bett lag. Nun ja, sie war schwerhörig.

Mit hochgestellten Zehen tappte Hattie hinüber zum Sessel am Fenster, durch das ein Mondstrahl hereinfiel, und setzte sich hin, mit der Schere und der Angorajacke auf dem Schoß. Boshaft-zahnlos grinste das Gesicht im blassen Mondlicht. Sie ließ die Jacke prüfend durch die Hand gleiten wie ein Mann, der ein saftiges Steak vor sich hat und überlegt, wo er das Messer ansetzen soll. Es war eine

schöne Jacke, das mußte man sagen – ein Geburtstagsgeschenk, das Alice letzte Woche von ihrer Nichte erhalten hatte. Alice selber hätte sich einen solchen Luxus nie geleistet. Sie hatte sich wie ein Kind darüber gefreut und die Jacke seither täglich getragen.

Ratz – schnurrend glitt die Schere durch die weichen Wollfäden und schnitt die Ärmel der Länge nach auf, vom Handgelenk bis zur Schulter. Dann hielt Hattie inne. Ein Schnitt noch – im Rücken, und nicht mehr als einen Fuß lang, damit man es nicht sofort sah.

Sekunden später lag die Schere wieder im Nähtisch, die Jacke hing im Schrank und Hattie war im Bett und seufzte tief auf. Sie dachte an die weitklaffenden Ärmel und an Alices Gesicht am nächsten Morgen. Die Jacke war hinüber, da war nichts mehr zu machen. Hattie war sehr zufrieden.

Um halb neun wurden sie vom Zimmermädchen geweckt, immer mit dem gleichen Ritual: drei harte Klopftöne an der Tür und eine laute Stimme mit einer Spur von Anmaßung: „Halb neun. Frühstück ist fertig!" Hattie war immer zuerst wach und stieß dann Alice an.

Mechanisch setzten sich beide in ihrer Betthälfte auf und zogen die Nachthemden über den Kopf, wobei saubere weiße Unterwäsche zutage kam. Geredet wurde nicht. Sieben Jahre Gemeinsamkeit hatten die Unterhaltung auf ein sparsames Minimum abgeschliffen.

Heute morgen mußte Hattie unentwegt an die Jacke denken. Sie fühlte sich unsicher, aber ihr fiel nichts ein, das die Spannung hätte mindern können, deshalb beschäftigte sie sich länger als sonst mit ihrem Haar. Der Zopf war mehr als einen halben Meter lang, stark und fest, sie trug ihn um den Kopf geschlungen; und jeden Morgen löste sie das Haar und ließ ihm die täglichen hundert Bürstenstriche zuteil werden. Das Haar war ihr einziger Stolz. Schießlich war sie fertig und trat etwas unsicher von einem Fuß auf den anderen, wobei sie sich angelegentlich mit den Schnallen an ihrem Kleid zu schaffen machte.

Alice brauchte heute aber auch ewig lange Zeit am Waschtisch, vor allem mit dem Gurgeln; sie gurgelte jeden Morgen mit einer Lösung aus lauwarmem Wasser und Salz, an der sie eigensinnig festhielt, obgleich Hattie eine hübsche Flasche mit rotem Mundwasser auf das Glasbord gestellt hatte.

„Was lachst du denn?" fragte Alice und wandte ihr lächelnd das nasse Gesicht zu.

Hattie wußte nichts zu sagen; sie blickte auf die Zahnprothese, die im Wasserglas auf dem Nachttisch stand, und kicherte noch einmal. „Deine Zähne." Ungeschickt langte sie nach dem Glas und reichte es Alice hinüber. „Ich dachte schon, du wolltest ohne deine Zähne 'runtergehen."

„Also Hattie, bin ich schon jemals ohne Zähne ausgegangen?" Alice lächelte. Heute war ein netter Tag – Mrs. Crumm und ihre Schwester waren nach einem Wochenendbesuch wieder zurück, und nachmittags konnte man zu viert Rommé spielen. Heiter ging sie auf Strümpfen hinüber zum Kleiderschrank.

Hattie beobachtete, wie sie das blaue Kleid herausnahm, das am besten zu der beigen Angorajacke paßte. Sie machte die kleinen Knöpfe auf, dann nahm sie die Jacke vom Kleiderbügel und fuhr mit einem Arm hinein.

„Oh!" stieß sie erschrocken aus. Sie kniff die Augen zusammen wie ein geschlagenes Kind, ihr Gesicht verzog sich, und Tränen liefen eilig über die faltigen Wangen. „Hattie!"

Hattie stieß ein unsicheres Lachen aus. Innerlich war sie voller Freude. „Also so was!" rief sie aus. „Wer kriegt bloß so etwas fertig, möchte ich wissen!" Sie ging zu ihrem Bett hinüber und setzte sich. Und jetzt konnte sie sich nicht mehr beherrschen. Alles Schlucken und Prusten half nichts – sie hielt sich die Seiten vor Lachen.

„Hattie, das bist du gewesen!" erklärte Alice mit schwankender Stimme und drückte die Jacke an sich. „Du bist eine ganz schlechte, boshafte Person, Hattie!"

Hattie lag quer über dem Bett, fast hysterisch vor Lachen. „Wieso denn, Alice – wie kommst du darauf – hahaha – warum sollte ich –" Das Lachen schüttelte sie so, daß sie nicht weiterreden konnte. Erst nach Minuten hatte sie sich so weit gefaßt, daß sie zum Frühstück nach unten gehen konnte.

Als sie das Zimmer verließ, saß Alice im Sessel am Fenster und schluchzte, das Gesicht in die Jacke vergraben.

Alice kam erst nach unten, als man sie zum Mittagessen rief. Sie unterhielt sich bei Tisch mit Mrs. Crumm und ihrer Schwester; von Hattie nahm sie keine Notiz. Hattie saß ihr gegenüber, schweigend und ruhelos, aber ohne Reue. Alices ablehnende Haltung hätte sie tagelang ertragen. Was sie getan hatte, tat ihr nicht leid.

Es war herrliches Wetter. Nach dem Essen gingen sie mit Mrs. Crumm ihrer Schwester und der Pensionswirtin, Mrs. Holland, in den Park und blieben dort auf einer Bank sitzen. Alice hatte ein Buch mitgenommen und tat, als sei sie vertieft in die Lektüre. Es war ein Kriminalroman ihres Lieblingsautors aus der Hausbücherei. Mrs. Crumm und ihre Schwester redeten fast ununterbrochen. Eine Wochenendfahrt bot Unterhaltungsstoff für mehrere Nachmittage, und Mrs. Crumm hatte ein großartiges Gedächtnis für jedes bißchen an Speise und Trank, das sie an diesen Tagen vorgesetzt bekommen hatte.

Die monotonen Stimmen und die warme Sonne lullten Alice in halben Schlaf. Die Buchstaben verschwammen vor ihren Augen.

Sie hatte sich morgens vorgenommen, Hattie gegenüber eine neue Haltung einzunehmen. Kühl und reserviert wollte sie sein. Denn dies war nicht das erstemal, daß Hattie so etwas angestellt hatte. Vor wenigen Monaten war da der Fall mit der Tinte auf der Spitzendecke gewesen, genau am Tage bevor Alice die Decke ihrer Nichte hatte schenken wollen. Und dann der Band Tennyson, in Saffian gebunden, der auf einmal verschwunden war. Ganz bestimmt hatte ihn Hattie irgendwo versteckt. Alice war daher zu dem Schluß gekommen, daß sie abends einfach ihre Sachen packen und ausziehen wollte. Hattie würde sie eine Nachricht hinterlassen, kurz, aber gut abgefaßt. Dann würde sie irgendwo in der Nähe in einer anderen Pension ein Zimmer nehmen und Mrs. Crumm wissen lassen, wo sie war, damit es auch die anderen erfuhren, und sie hatte dann die Genugtuung, daß Hattie zu ihr kommen und sich entschuldigen würde. Das Dumme an der Sache war nur: sie war keineswegs sicher, daß Hattie kommen würde, und diese Eventualität hinderte sie daran, den riskanten Entschluß auszuführen. Was sollte sie machen, wenn sie dann vielleicht für den Rest ihres Lebens allein blieb? Es war doch wohl einfacher, alles beim alten zu lassen, nachmittags manchmal gemütlich Rommé zu spielen und sich irgendwann auf andere Weise, in kleinerer Münze zu rächen. Übrigens auch viel damenhafter, sagte sie sich zum Trost. Weiter gingen ihre Pläne vorläufig nicht; sie malte sich noch nicht aus, was sie im einzelnen tun oder sagen wollte, um Hattie zu verletzen. Solche Gelegenheiten ergaben sich schon von selbst.

Mrs. Holland stieß sie leicht an. „Wir wollen ein Eis essen – kommen Sie mit? Und dann gehen wir nach Hause und machen ein Spielchen Rommé."

„Ach – ich war gerade an der spannendsten Stelle." Aber Alice stand ebenfalls auf. Ihr war ganz vergnügt zumute, als sie mit den anderen zum Drugstore ging.

Beim Rommé gewann Alice, und das freute sie. Hattie, die sie den ganzen Tag nicht aus den Augen gelassen hatte, war erleichtert, als Alice wieder das Wort an sie richtete.

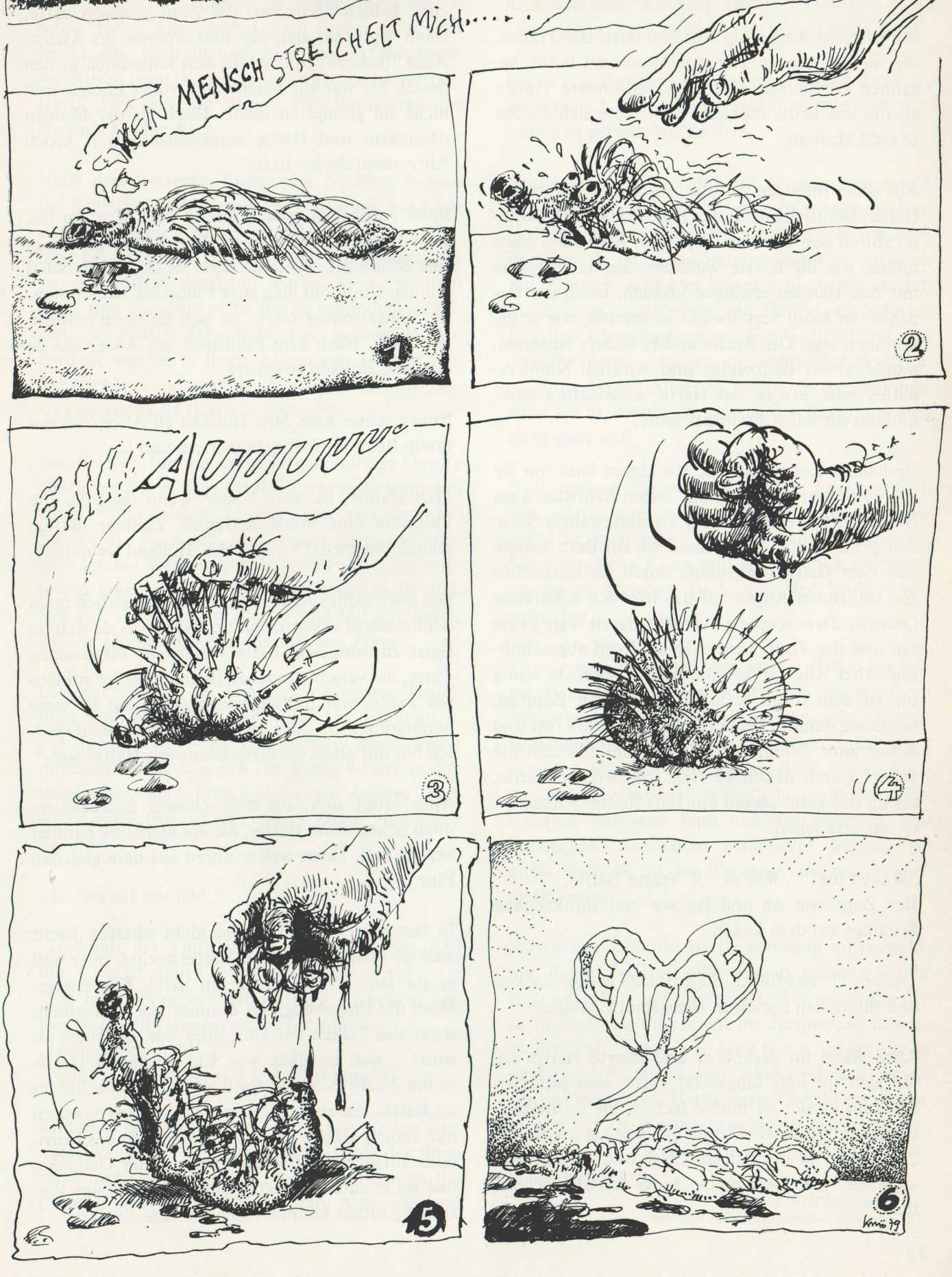
Doch der Gedanke an die zerschnittene Jacke ging Alice keinen Augenblick aus dem Kopf. Es war so gemein – so schrecklich unfair, und sie fand es auch beschämend, daß sie es einfach so hinnahm. Als ob Hattie mit ihr machen konnte, was sie wollte. Wenn sie bloß einen richtigen gründlichen Haß aufbrächte ...

Abends um neun waren sie oben in ihrem Zimmer. Hattie war nicht das geringste an Zurückhaltung oder geheuchelter Reue mehr anzumerken. „War ein schöner Tag heute, nicht?" fragte sie.

‚Hm-mm." Alice hielt den Kopf abgewandt.
„Na ja-ha –" Hattie gähnte wie immer und machte wie immer die gleiche Bemerkung dazu. „Dann will ich mal schlafen gehen."

Und bald darauf lagen beide im Bett, an vier Kissen gelehnt; Hattie hatte die Zeitung vor sich und Alice ihren Kriminalroman. Eine Weile herrschte Schweigen, dann schob Hattie ihre Kissen zurecht und legte sich hin. „Gute Nacht, Alice."
„Gute Nacht."

ZÄRTLICHKEIT



Kurz darauf löschte Alice das Licht, und nichts war mehr zu hören als das Ticken der Uhr und manchmal das weiche Purren der vorbeifahrenden Autos. Die Uhr auf dem Kamin setzte mit leisem Schwirren zum Schlage an: zehn dünne Schläge.

Mit offenen Augen lag Alice im Bett. Die Tränen, die sie den ganzen Tag zurückgedrängt hatte, begannen zu fließen, aber es waren andere Tränen als die von heute morgen. Sie wischte sich die Nase am Laken ab.

Auf einen Ellbogen gestützt, blickte sie hinüber zu Hattie. Deutlich hoben sich Hatties Hals und Schulter durch den dunklen Zopf vom Kissen ab. Alice fühlte, wie ihr Kräfte wuchsen. Sie hätte Hattie mit den Händen erwürgen können. Doch der Gedanke an Mord verschwand so schnell, wie er gekommen war. Die Rache mußte anders aussehen, mußte etwas Bleibendes und wirklich Schmerzhaftes sein, etwas, das Hattie auszuhalten hatte und das ihr selbst Freude machte.

Und dann fiel es ihr ein. Mit einem Satz war sie aus dem Bett und ging mit festen Schritten zum Nähtisch, wie es Hattie vor vierundzwanzig Stunden getan hatte. Dann stand sie am Bett, beugte sich über Hattie und spähte durch die kurzsichtigen tränenden Augen auf das friedlich schlafende Gesicht. Zwei schnelle Schnitte, damit wäre es getan und der Zopf wäre nahe am Kopf abgeschnitten. Aber Alice senkte die Schere noch ein wenig bis zu dem fester geflochtenen dicken Zopfteil, nahm sie dann in beide Hände und setzte fest und sicher zum Schnitt an. Knirschend biß sich die Schere durch das dicke Haar und weckte Hattie, als sie das kalte Metall am Hals fühlte. Whhack – es war geschehen.

„Was ist los? ... Was ist –?" fragte Hattie.
Der Zopf war ab und lag wie eine dunkelgraue Schlange auf dem Laken.

„Alice –!!" rief Hattie. Sie griff sich in den Nacken und fühlte den borstigen Haarstumpf. „Alice –"

Alice stand ihr gegenüber und starrte Hattie an, die sich im Bett hingesetzt hatte, und plötzlich überkam es sie: sie mußte lachen. Sie lachte prustend und schluckend, und gleichzeitig stiegen ihr die Tränen in die Augen. „Das hast du davon!" sagte sie. „Du hast meine Jacke kaputtgeschnitten!"

Die Verteidigung war unnötig, denn Hattie war völlig verstört. Sie machte eine Bewegung, als wolle sie aufstehen und zum Spiegel hinübergehen, blieb aber dann im Bett sitzen, weinend und ächzend, und griff immer wieder nach der schrecklichen kahlen Stelle, wo der Zopf gesessen hatte. Dann legte sie sich hin und stöhnte ins Kissen. Alice blieb auf und setzte sich schließlich in den Sessel. Sie war wie beschwingt, voller Energie und nicht im geringsten müde. Doch als der Morgen dämmerte und Hattie eingeschlafen war, kroch Alice ebenfalls ins Bett.

Beim Aufstehen sprach Hattie kein Wort zu ihr, sie sah sie nicht einmal an. Den Zopf legte sie in eine Schublade. Dann wickelte sie sich einen Schal um den Kopf und ging zum Frühstück nach unten. Im Speisezimmer setzte sie sich an einen entfernten Tisch. Nach dem Frühstück sah Alice, wie sie mit Mrs. Holland tuschelte.

Etwas später kam Mrs. Holland zu Alice, die mit ihrem Buch im Wohnzimmer saß und las.

„Ich glaube, es wäre besser, wenn Sie und ihre Freundin eine Weile getrennte Zimmer hätten, meinen Sie nicht?" fragte Mrs. Holland freundlich.

Das überraschte Alice, obgleich sie eigentlich noch Schlimmeres erwartet hatte. Alles, was sie sich im Geist zurechtgelegt hatte wegen der vergossenen Tinte, des verschwundenen Buches und der ruinierten Jacke, war plötzlich vergessen, und sie sagte bereitwillig: „Ja, Mrs. Holland, das wäre sicher gut. Ich bin mit allem einverstanden, was Hattie will."

Alice erbot sich, aus dem Zimmer auszuziehen, doch es war dann Hattie, die ein kleineres Zimmer bezog, drei Türen weiter unten auf dem gleichen Flur.

In dieser Nacht konnte Alice nicht schlafen. Nicht weil sie etwa dauernd an Hattie dachte, oder weil es ihr leid tat, was sie getan hatte. Keineswegs. Doch die Umgebung, das Zimmer, die Dunkelheit, sogar das Ticken der Uhr: alles war so anders als sonst – weil sie allein war. Ein paarmal hörte sie in der Nacht Schritte vor ihrer Tür und dachte, es sei Hattie, die zurückkommen wolle, aber es waren nur andere Gäste, die das WC am Ende des Korridors aufsuchten. Einmal kam ihr der Gedanke, daß sie ja auch bei Hattie anklopfen und um Verzeihung bitten könnte. Aber wie kam sie dazu?

Am Morgen stellte Alice fest, daß Hattie auch nicht geschlafen hatte, das war ihr anzusehen. Wieder wechselten sie den ganzen Tag weder Worte noch Blicke, und beim Nachmittagstee und Rommé um halb fünf nahmen sie an verschiedenen Tischen Platz. Alice schlief auch in der folgenden Nacht sehr schlecht und schob das auf das Hammelfleisch beim Dinner, das sie nicht recht vertrug. Hattie ging es sicher ebenso, ihre Verdauung war eher noch schlechter.

Nach drei weiteren Tagen und Nächten begann die Schlaflosigkeit sowohl bei Hattie wie bei Alice sichtbare Spuren zu hinterlassen. Auch Mrs. Holland bemerkte das und bot Alice ein Schlafmittel an, das höflich abgelehnt wurde. Sie hatte ihren Stolz und gedachte nicht, irgend jemandem zu zeigen, daß Hatties Auszug ihr etwas ausmachte. Außerdem war es in ihren Augen ein Zeichen von Schwäche, wenn man zu Schlafmitteln griff. So was tat vielleicht Hattie – *sie* nicht.

Am fünften Tag um drei Uhr nachmittags klopfte Hattie an Alices Tür. Ihr Kopf war noch immer in einen Schal gehüllt; es war einer von den drei Schals, die sie besaß, und diesen hatte ihr Alice zum letzten Weihnachtsfest geschenkt. „Ich wollte nur sagen, daß es mir leid tut, wenn es dir auch leid tut, Alice", sagte Hattie und biß sich heftig auf die Lippen. Sie kämpfte mit den Tränen.

Dies war für Alice der Augenblick höchsten Triumphes, oder er hätte es sein wollen. Er war es auch, nur irgend etwas – sie konnte nicht sagen, was – minderte ihn etwas, goß ein wenig Wasser in den Siegeswein. „Es tut mir leid, das mit deinem Zopf, wenn es dir leid tut mit meiner Jacke", erwiderte sie.

„Ja, das tut mir leid."

„Und mit der Tinte auf meiner Tischdecke, und mit – wo ist mein Tennyson-Gedichtband?"
„Ich habe ihn nicht", gab Hattie zur Antwort, immer noch mit tränenerstickter Stimmer.
„Du hast ihn nicht–?"
„Nein", sagte Hattie mit fester Stimme.

Und plötzlich wußte Alice, was da vorgefallen war: irgendwann und irgendwo hatte Hattie das Buch vernichtet, so daß sie jetzt wahrheitsgemäß behaupten konnte, sie habe es nicht. Alice erkannte auch, daß sie diesen Punkt jetzt ruhen lassen mußte, sie mußte vergeben und vergessen, obgleich dieser Entschluß weder gefühlsmäßig noch intellektuell gefaßt wurde. Sie wußte es einfach und verhielt sich danach. „Gut, Hattie", sagte sie jetzt. „Wenn du willst, kannst du hier wieder einziehen."

Hattie zog also zurück in das gemeinsame Zimmer; doch beim Kartenspiel um halb fünf saßen sie weiterhin an getrennten Tischen.

Hattie war der Entschluß, zu Alice zu gehen und sie um Verzeihung zu bitten, sehr schwergefallen. Es hatte sie gewaltige Überwindung gekostet, und obgleich sie jetzt, wieder eingenistet in ihrem alten Zimmer, sehr viel besser schlief, war da ein Stachel zurückgeblieben, ein Gefühl, als habe sie hier den kürzeren gezogen. Ein Gedichtband und eine Wolljacke – das ließ sich schließlich ersetzen, aber ihr Haar? Alice, so schien es ihr, war hier allzu leicht davongekommen. Die Rechnung ging nicht ganz auf.

Nach einigen Tagen hatte sich die Lage normalisiert. Hattie und Alice sprachen wenig miteinander, aber nach außen hin schien alles in Ordnung. Sie saßen beim Essen und auch beim Kartenspiel wieder am gleichen Tisch, und Mrs. Holland war zufrieden.

Einmal kam Alice die Idee, ob sie Hattie ein teures Haarwasser kaufen sollte, das sie in einem Schaufenster der Madison Avenue sah, als Mrs. Holland mit der Damengruppe einen Spaziergang machte. Aber sie unterließ es dann doch. Auch das ‚Spezial-Haarwuchsmittel', das sie in einer Illustrierten angezeigt fand und das schnellen und reichlichen Haarwuchs garantierte, erstand sie nicht, doch sie las den Werbetext mit großer Aufmerksamkeit.

Inzwischen kämpfte Hattie verbissen und wortlos mit ihrem Zopfrest. Wie immer bürstete sie ihr Haar gründlich und regelmäßig, aber nur wenn Alice im Bad war oder nicht im Zimmer, so daß sie es nicht sah. Nichts, was Alice besaß, schien Hattie jetzt einen Racheakt wert. Aber Weihnachten war ja nicht mehr fern. Hattie hatte Geduld und konnte warten. Zu Weihnachten würde sich ja zeigen, was Alice an Geschenken bekam. Dann konnte man weitersehen.

Patricia Highsmith
aus: Der Schneckenforscher, Diogenes 1978

Das nennt man saftig

Vom Wort „sich lieben" mitten im Solarplexus getroffen.

„Unglaublich – *(Détective,* Wochenzeitung, 2 fr.): er (Aufnahme des Mannes) zwingt zwei einander unbekannte Frauen, sich im Zugabteil zu lieben". Ohnmacht und Ausgeliefertsein. Wo kann hier von „sich lieben" die Rede sein? „Unglaublich!" Was für eine Schande! soll der scheinheilige Ausdruck uns sagen lassen. In der Tat aber: unerhört: zwei Frauen, die einander nicht kennen, werden gezwungen, Hand aneinander zu legen, und diese Frauen berühren sich am Rachen, an der Gurgel und greifen dann ruckartig tiefer

und lieben sich.

Als ob sie sich zeitlebens dagegen gewehrt hätte. Es gibt nichts Schöneres. Wer hatte sie gezwungen, so zu lieben, daß das Wort sie vor Ekel und Faszination erzittern läßt?
Zwischen welchen Knien und auf welchem Schoß, allein, fand sie sich wieder – steif, erstarrt?
Herbeigewünschte Vergewaltigung, stete Begierde, Existenzbedingung zu solchem Preis, wo doch das Glück die breite sich anbietende Bahn der akzeptierten Erfüllung gewesen wäre?
Seitdem ist alles nur noch durch Gewalt verwirklichbar, in der sich tote Begierde und Lebensgrauen entgegenkommen.
Anderswo
mögen ihre Emotionen, in den Abgründen versteckt, kombiniert, in einem Sensationsblatt explodieren und aufschreien endlich: „Töte! Töte!"

Wir sind gezwungen zu lieben – das ist das Obszöne –, sobald wir schwach sind. Es ist der Stärkere, der sagt: „Liebe mich". Sie sagt zum kleinen Sohn, über ihn gebeugt: „Liebe mich". Er strampelt mit Händen und Füßen und befreit sich.

Détective und seine Betrachtungen fassen das Geheimnis der kindlichen Pornolektüren zusammen: sie wollte jene Gewalt, die ihr angetan worden war, in unerträgliche Lust verwandeln, um sie zur letzten Konsequenz zu führen, bis zum endgültigen *ja* zur totalen Vergewaltigung.
Im *Détective*-Artikel war nichts drin, geschah nichts. Mit dem Aufmacher hat sich die ganze Sache gehabt. Gut. Die Absicht der Illustrierten war ja, den Frauen zu suggerieren, daß sie Sklavinnen sein wollen, festgehalten, vergewaltigt werden wollen, daß sie sich dessen natürlich schämen, aber andererseits, was für ein gesteigertes Glück, wenn man es nicht wagt, denen, die auf einem liegen, tief in die Augen zu schauen. Und dazu gezwungen zu sein. Sie lieben das.

Ist ja Teil unserer großen inneren Leere.

Staubsauger und Vibrator

Das sind Abwegigkeiten des Mystizismus und des: „Mit der Liebe wird mir alles ein Leichtes sein": sie arbeitet besser, wenn sie die Drehungen der Trommel ihrer Waschmaschine unter den Augen hat, sie bricht leichter zur Arbeit auf, wenn sie mit dem Auto fährt, als wenn sie Metro und Bus nimmt – und wie! – wenn die Zeit, angehalten, zum Motorsurren wird, entsteht eine neue, die weder Vergangenheit noch Zukunft ist, sie wirkt auf alle Schichten des Bewußtseins, die prophezeiende Bedrohung verschwindet, hat keinen Platz zum Dasein mehr, die Realität imitiert sich selbst, ein nachgeschleppter Schatten und,

Das ist die mechanische Liebe
Das ist die sterbende Realität
Das ist der süße Wahn, das Delirium.

Der Himmel ist zerrissen am Tag, als sie den gestörten Vibrator wieder in der Hand hielt. Sie beschaffte zwei fiebernde Batterien, und das alte Surren begann von neuem. Sie war ihrer selbst wieder sicher. Und sie will aufhören, mit ökonomischem Begriff über Masturbation nachzudenken und zieht es vor, die Lüste der Hand mit denen der Maschine zu vergleichen.

Marie-Simone Rollin

* * *

HELFT ZU WEIHNACHTEN!

Taube. Spendet eure Ohren. Ihr braucht sie nicht.

* * *

Edith Lechtape – Antoine Weber
Laboratoire imagier VIII
Galerie Krebaum, Leberstr. 50, Weinheim – Heidelberg
18. Januar - 29. Februar 1980

Eine unbefleckte Empfängnis

Die kleine Wohnung, in der Maria nun schon fast drei Jahre lebte, begann allmählich eng zu werden.
So sehr sie sich auch Mühe gab, immer wieder und immer schneller, entstand ein undurchschaubares Durcheinander von Büchern, Zahnstochern, Strümpfen, Aschenbechern, Zeitungen und all den Kleinigkeiten, mit denen eine Frau sich zu umgeben pflegt. Was die Schubladen und Schränke betraf, so war Maria jeder Überblick verloren gegangen. Das Eisfach des Kühlschrankes hatte starre Wucherungen hervorgebracht, die Marias Kräfte einfach überwuchsen. In dieser Phase der Ohnmacht überkam Maria plötzlich eine Lust, eine künstlerische Begeisterung, und sie begann sofort mit der Arbeit. Die Dinge wurden nicht wie früher aufgeräumt, sondern in einen von ihr als sinnvoll erfundenen Zusammenhang zueinander gebracht. Einige unentbehrliche Gegenstände fügte sie noch hinzu, bis ihr der Eindruck eines Zimmers, in dem jemand sich intensiv beschäftigt, untrüglich schien. Am Ende betrachtete sie ihr Werk und fand, daß ein ganz neuer und eigenwilliger Charme von den Dingen ausging. Zugleich aber empfand sie eine Fremdheit und das prickelnde Gefühl eines heimlichen Eindringens in die Intimsphäre einer anderen Person. Diese Fremde aber war zugleich sie selbst, und der Eindruck, den sie auf sich machte, war groß.

Maria gewöhnte sich aber allmählich an die aufgeschlagenen Bücher, halbbeschriebenen Seiten, zerstreuten Zeitungen, halbleeren Gläser und vollen Aschenbecher, auch an die Rasierklinge auf dem kleinen Tisch zum Ausschneiden von Zeitungsartikeln und Bildern. Ab und zu legte sie vorsichtig Hand an, nahm kleine Veränderungen vor, aber insgesamt verfuhr sie sehr routiniert. Wenn sie einkaufte, griff sie automatisch nach der Zeitung, und hin und wieder brachte sie auch Blumen mit in die Wohnung. Die Zeitung las sie nie, blätterte sie jedoch durch, markierte einiges mit einem Rotstift und legte sie dann aufgeschlagen auf den kleinen Tisch. Diese Mühe im Detail gab sie sich, obgleich es eigentlich überflüssig war, denn Besucher kamen nie zu ihr. Früher hatte sie manchmal einen Gast gehabt, einen Zimmermann, der auf dem Wege war, Architekt zu werden. Mit ihm ging sie ins Kino, spazieren, oder sie verbrachten einen gemeinsamen Abend bei ihr. Eines Nachmittags war er aber gegangen, ziemlich ärgerlich und noch vor dem Essen. Maria hatte ihm im Vertrauen einen Liebesbrief gezeigt, der mit „Walther" und „feurigen Küssen" unterschrieben war. Diesen Brief hatte sie am Morgen auf der Schreibmaschine und in Eile geschrieben, deshalb war er sehr kurz geraten. Der Zimmermann Seppl war nach diesem Tag nicht wiedergekommen, worüber Maria anfangs enttäuscht war, was sich aber mehr und mehr verlor, auch durch die regelmäßigen Briefe von Walther, die nun aus dem Ausland kamen. Da die Briefe aus ihr fremden Städten kamen, mal aus Salzburg, mal aus London oder Paris, erwarb sie einige entsprechende Merian-Hefte, die sie gründlich studierte. Nach einer Weile, und nachdem sie sich eine weitreichende Kenntnis über Sehenswürdigkeiten, Gewohnheiten und Aussehen der Städte angeeignet hatte, blieben die Briefe von Walther aus. Maria hatte das kommen sehen, denn schon in seinen letzten Briefen fiel ihm kaum noch etwas ein, auch widersprach er sich oft aus Nachlässigkeit, was ihr sofort auffiel, und es bestätigte sich ihr beim Vergleich mit den früheren Briefen.
Maria verbrachte ihre Abende angenehm und in einer Atmosphäre gemütlicher Gastlichkeit. Sie saß, oder oft lag sie auch halb, auf einem ledernen Sofa. Die Stehlampe verbreitete ein gelbliches Licht, aus dem Radio erklang leise das Abendprogramm, und Maria aß ein paar liebevoll zubereitete Wurstschnitten. An diesen Abenden ließ sie sich nur ungerne stören, zum Beispiel vor zwei Tagen klingelte das Telefon, gerade als das Hörspiel begonnen hatte. Maria hatte sich Zeit gelassen, und als sie dann endlich abnahm, meldete sich eine ältere Frauenstimme und wünschte, einen Uwe zu sprechen. Maria erwiderte ärgerlich, daß Uwe nicht da sei, und auf die Frage, wann er zurückkäme, antwortete sie, daß sie das nicht wisse, er hätte es ihr nicht gesagt, und daß sie im übrigen beschäftigt sei. Hinterher empfand Maria den Abend als verdorben, sie hatte das Radio ausgemacht, eine Schlaftablette genommen und war ins Bett gegangen.

An diesem Abend aber klingelte das Telefon nicht. Nachdem Maria gegessen hatte, trug sie den Teller in die Küche, kam zurück, öffnete das Fenster ein wenig, es war Mitte April, im Radio kam die übli-

che Karfreitagsmusik, die Matthäus Passion von Bach. Maria zündete sich eine Zigarette an, lauschte der Musik und beobachtete den Rauch, wie er in kleinen Wirbeln unter dem Schirm der Stehlampe verschwand. Ihre Gedanken kreisten um die leeren Weinflaschen in der Küche und um den übervollen Mülleimer. Durch ein Geräusch, das ihr vom Fenster zu kommen schien, wurde sie jäh unterbrochen. Am Fenster jedoch war nichts, und sie setzte ihre Überlegungen fort. Die Vorstellung an die Küche war ihr unangenehm, auch deshalb, weil sie sich erinnerte, dort einen starken Geruch wahrgenommen zu haben. Am Donnerstag hatte sie im Supermarkt ein Päckchen Fischstäbchen gekauft, als sie jedoch gebraten auf dem Teller gelegen hatten, goldbraun und zehn Stück, konnte Maria diesen Anblick plötzlich nicht mehr ertragen, auch nicht die Aufforderung, zehn heiße Fischstäbchen zu essen, und so warf sie allesamt in den Abfalleimer, wo sie begannen herauszustinken.

Maria ging in die Küche, um sich noch einen Schluck Wein zu holen und fand, daß es dort ziemlich stark roch. Sie schloß die Küchentür, und als sie ins Zimmer zurückkam, fiel ihr im ersten Moment überhaupt nichts auf. Sie setzte sich, trank einen Schluck und hörte der Stimme des Sprechers zu:

„... passion 1729 von Johann Sebastian Bach fertiggestellt ... im Todesjahr Lessings ... erst 1829 wieder aufgeführt ... atthäus einer der Evangelisten, dessen Attribut der Engel ist ... ... des Leidenswe ..."

Marias Interesse ließ nach, und sie stand auf und stellte das Radio ab. Als sie sich umdrehte, sah sie es, es hing von der Decke herab, schräg hinter dem Vorhang versteckt. Vorsichtig ging sie zum Fenster, und als sie sich bis auf ein paar Schritte genähert hatte, bewegte sich das Ding hinter dem Vorhang hervor, wobei es einige vorsichtige Schritte an der Decke machte. Maria wich zurück, betrachtete dann aus sicherer Entfernung, was da hing. Es schien etwas Fledermausartiges zu sein, war aber etwa 100cm lang. Von seinem Körper und seinen angelegten Schwingen hing faltig eine matte, aber stark opalisierende Haut herab. Am Bauch, an der Stelle des Nabels hatte es ein rüsselartiges Gebilde baumeln. Der Kopf bestand im wesentlichen aus Ohren, während das Gesicht einen schweineartigen Eindruck machte, auch waren die Augen blau, offen und von hellen Wimpern umgeben. Das Ding begann nun Töne hervorzubringen, zuerst ein hohes Pfeifen, das sich aber allmählich bis zur Tonlage menschlicher Stimme vertiefte. Es sagte:

„Gegrüßet seist du, Maria. Der Herr ist mit dir."

Maria sah, daß dem Ding raubtierartige Zähne im Mund standen und rückte ein paar Schritte weiter zurück. Das Tier fuhr fort:

„Fürchte dich nicht, Maria, du hast Gnade bei Gott gefunden. Siehe, du wirst schwanger werden und einen Sohn gebären."

Dies sprach es mit einer leisen, aber durchaus menschlichen Stimme. Maria versuchte dem Ding in die Augen zu sehen und fragte:

„Wie soll das zugehen, da ich doch von keinem Mann weiß?"

Das Tier geriet in leichtes Schaukeln, breitete seine rechte, mit dem Arm verwachsene Schwinge aus und kratzte sich etliche Male schnell am Hals. Sein klauenartiger Finger wurde allmählich lahm, und es klappte die Flughaut unter den Arm und antwortete:

„Der heilige Geist wird über dich kommen, und die Kraft des Höchsten wird dich überschatten."

Maria war unschlüssig, dann setzte sie sich aufs Sofa und zündete eine Zigarette an. Sie spürte, wie sie begann, müde zu werden und beschloß, bald ins Bett zu gehen. Das Fenster im Wohnzimmer ließ sie in dieser Nacht offen.

Am nächsten Tag, einem Samstag, kaufte Maria im Supermarkt ein wenig Obst, Zigaretten, Ostereier, Müllbeutel und vergaß die Zeitung. Zu Hause legte sie das Obst in eine Schale, die sie so plazierte, daß das Ding, falls es Lust darauf hätte, gut herankam. Mit leichten Hausarbeiten vertrieb sie sich den Nachmittag, badete dann und setzte sich, als es begann, dunkel zu werden, auf ihr Sofa. Aus dem Radio ertönte leise Tanzmusik, Maria wippte mit den Füßen und sah ab und zu zum halboffenen Fenster hin. Nach einer Weile, nachdem sie bereits ungeduldig zu werden begann, hörte sie ein Kratzen. Das Fenster wurde aufgestoßen, das Ding sprang ins Zimmer, entfaltete aber sofort die Flügel und drehte sich unter Fauchen und Geflatter mit dem plumpen Körper zur Decke hin, wo es scharrend nach einem festen Halt für die Füße suchte. Als es endlich ruhig hing, betrachtete Maria das Tier abwartend. Diesmal hatte es sich mit dem Rücken zu ihr gehängt. Es opalisierte immer noch aufgeregt, unter seiner Rückenhaut bildete sich ein geflügelähnlicher Knochenbau ab, im durchgebogenen Nacken legte sich die Haut in

breite Falten. Die Ohren zuckten in kurzen Abständen. Maria bekam Lust, das Ding irgendwo anzufassen, andererseits schien ihr der Zeitpunkt noch zu verfrüht.

Der schon bekannt Piepton erklang, und als es soweit war, begann das Tier zu sprechen:

„Ich bin die Chioptera Vespertilio ciliatus, genannt Erzengel Gabriel, und von weiblichem Geschlecht."

Maria betrachtete den vollkommen unpersönlichen Rücken des Dings – seine Haut schimmerte nun nicht mehr so nervös –, dann machte sie es sich auf dem Sofa bequem und sagte:

„Ich habe mir Engel immer ganz anders vorgestellt, was ich sehe, ist, daß du einer Fledermaus zum Verwechseln ähnlich siehst."

Unter lauten Schabgeräuschen drehte sich das Ding umständlich um, Putz begann von der Decke zu rieseln, welchen es durch heftiges Rucken sofort von sich abschüttelte. Während es noch leicht hin und her schwang, riß es das Maul auf und gähnte, seine Fangzähne schimmerten weiß.

„Willst du lieber schlafen?"

fragte Maria, aber das Ding antwortete nicht, sondern gähnte noch einmal lange, wobei es die Augen schloß. Kurz darauf begann es mit leiser Stimme zu sprechen:

„Hab acht auf meine Worte, Maria, denn siehe, ich bin nicht die, von der man sich unzählige Bilder gemacht hat. Weder bin ich ein geflügelter Jüngling mit heiligem Schein, noch mit einem Schwert umgürtet, auch vermag ich nicht, jenen Schöngliedrigen mit der Leier zu gleichen. Und höre weiter, daß es der Wunsch der Alten war, sich ein Vorbild für mich zu machen, wie es Heuchler tun. Wahrlich, ich sage dir, die florentinischen und venezianischen Meister sind gerichtet worden nach ihren Taten. Botticelli, Fra Angelico, Leonardo da Vinci, Jacopo da Pontormo, Raffael und all die, deren Namen ich noch sagen könnte, haben falsch Zeugnis von mir gegeben. Ebenso die Meister der Renaissance, deren Früchte Putten waren, und desgleichen ist dem Manne Rubens das Verderben in der Hölle zutheil geworden.

All jene sind mir ein Ärgernis geworden, denn sie haben Unrecht wider mich begangen, wahrlich ich sage dir, von der Hölle herauf höre ich ihr Heulen und Zähneklappern."

Das Ding hustete trocken, erhaschte mit seinen beiden Krallen das rüsselartige Bauchteil und leckte schnell in langen Strichen ein paar mal darüber. Danach schwieg es, Maria war in die Küche gegangen, um sich ein Glas Wein zu holen. Als sie wieder ins Zimmer trat und das Ding sah, überkam sie ein Gefühl des Mitleids, denn es schien ihr anstrengend zu sein, so lange an der Decke zu hängen.

„Möchtest du nicht drüben auf dem Tisch sitzen?",

fragte Maria, aber das Ding lehnte ab.

„Du sollst nicht wähnen, daß ich gekommen bin, um zu tun, wie die Menschen tun. Darum höre Maria, was ich Dir sagen werde über den Anfang der Welt. Als erstes ward ein Unterschied zwischen den Materien und Elementen, als zweites ward das Kraut, als drittes die Gestirne, als viertes die geflügelten Tiere und Fische, als fünftes die Säugetiere, und als sechstes ward der Mensch, und als siebtes ward die Moral. Indes aber wurden keine Engel erschaffen, vielmehr unter den geflügelten Tieren eines, das Säugetier war. Siehe, als die Menschen aus dem Paradies auszogen, um das Fürchten zu lernen, gebot der Herr dem fliegenden Säugetier, Geist und Stimme des Menschen anzunehmen. Fürderhin sprach der Herr nicht mehr zu den Menschen wie vordem zu Noah und Moses, denn ihm ward wirr durch die Entwicklung des Menschen und der Natur. Wahrlich, ich sage dir, Maria, das Ende der Theophanien (Gotteserscheinungen, A.d.Übers.) und den Beginn der Angelophanien (Engelserscheinungen) haben die Menschen bewirkt, denn siehe, am Ende des babylonischen Exils waren auf der Erde viele Fürsten und Heere, wie geschrieben steht, so auch vergrößerten sich die himmlischen Heerscharen, deren Aufträge und Botschaften. Seit den Tagen, als ich mit Ismael und Abraham die Kaaba in Mekka aufgestellt habe, bin ich nicht um einen Tag älter geworden. Nun aber bin ich zu dir gekommen, denn du bist auserwählt, Maria. Wahrlich, große Freude wird dir zutheil werden."

Maria war vollkommen zerrüttet, die Geschichte des Dings war lang und hatte sie ermüdet, auch war es unterdessen schon nach Mitternacht. Deshalb beschloß sie, das Ding nicht weiter zu beachten und schlafen zu gehen.

Als Maria am Nachmittag des nächsten Tages nach Hause kam, fand sie das Fenster offen und bemerkte, daß ein wenig Kalk auf dem Teppich lag. An

der Decke stellte sie mehrere tiefe Kratzer fest und begann, ärgerlich zu werden. Zum ersten Mal seit Wochen holte sie den Staubsauger, reinigte den Boden und beschloß, darauf zu achten, daß das Tier ihr nicht die ganze Wohnung verunreinigte. So etwas wie Abneigung gegen das Ding begann sich bei Maria zu regen, auch kam ihr der Gedanke, es könne Krankheiten oder Ungeziefer in die Wohnung einschleppen. Unter keinen Umständen wollte sie das Ding an diesem Abend einlassen, das viele Reden, die zerkratzte Decke, das ewige Hängen, all die Aufdringlichkeiten gingen ihr auf die Nerven, überhaupt der gesamte theatralische Auftritt. Hinzu kam, daß Maria dem Ding kein Wort glauben mochte, so wie es aussah und sich benahm. Sie ging und leerte den Mülleimer in den Container, dann setzte sie sich an den Schreibtisch, um einen Brief an Walther zu schreiben. Der Brief begann mit folgenden Zeilen:

Lieber Walther,
wenn Du mich auch schon vergessen haben wirst, so werden Dich diese Zeilen doch an Dein kleines Zuzelchen erinnern? Ich jedenfalls denke oft an Dich, manchmal sogar

Maria war sehr unzufrieden, zerriß das Blatt und begann von neuem:

Lieber Walter.
Heute habe ich Stunden damit zugebracht, alle alten Briefe und Karten wegzuwerfen. Bei dieser Gelegenheit fielen mir auch Deine Briefe in die Hand. Das war kein freudiges Wiedersehen, denn Du hast mich sehr enttäuscht. Ich habe gerade noch rechtzeitig erkannt, daß Du nicht der warst, für den Du Dich ausgegeben hast. Wundere Dich deshalb nicht über mein langes Schweigen und auch nicht über mein zukünftiges.

Maria

Maria steckte den Brief zufrieden und erleichtert in ein Kouvert. An diesem Abend und auch am nächsten Tag, einem Ostermontag, war sie bester Laune, wusch ein bißchen Wäsche, und am Nachmittag aß sie von den bemalten Eiern, die sie im Discount gekauft hatte. Je später es wurde, um so mehr verflog Marias Ärger über das Ding, und sie begann, es sich herbeizuwünschen. Nachdem sie das Fenster geöffnet, sogar einige Male ein „Ps-ps-ps" von sich gegeben hatte, und das Ding sich immer noch nicht blicken ließ, wurde ihr die ganze Angelegenheit langweilig.

Gegen 23 Uhr lag Maria im Bett und las vollkommen unkonzentriert in einem Kriminalroman. Alle Türen der Wohnung hatte sie offen gelassen, im Badezimmer tropfte Wasser. Maria machte das Licht aus, lag eine Weile noch wach, drehte sich dann aber auf die Seite und schlief ein.

Irgendwann in dieser Nacht wachte Maria auf, was sie sonst nie tat. Sie lag auf dem Rücken und horchte mit offenen Augen ins Dunkle, aber außer dem Tropfen des Wassers konnte sie kein Geräusch wahrnehmen. Ab und zu hörte sie draußen ein Auto vorbeifahren und schloß daraus, daß es schon gegen Morgen sein mußte. Sie machte das Licht an, um auf die Uhr zu sehen, und bekam dann doch einen ziemlichen Schreck, als sie das Ding sah. Es hatte sich an die Deckenlampe gehängt und zwar so, daß der Schirm aus Stoff an einer Seite vollkommen nach unten gezogen wurde. Es blinzelte leicht geblendet mit den Augen und verhielt sich ansonsten ruhig. Maria hatte sich im Bett aufgesetzt und sagte ärgerlich:

„Du wirst mir noch die ganze Lampe abreißen, sei so nett und setz dich wenigstens irgendwo hin."

Das Ding begann ein wenig zu schwingen, breitete seine Flügel aus, ließ mit den Füßen die Lampe los und hopste ein wenig ungeschickt auf das Bett. Die Lampe schwang hin und her, und Maria hatte ihre Beine schnell angezogen. Zum ersten Mal sah sie das Ding so nah vor sich; es atmete schwer und seine Haut wechselte aufgeregt die Farbe von türkis über gelblich bis hellgrün. Es hatte seine Krallen in die Bettdecke gebohrt, irgendwie saß es ein wenig wacklig und unsicher in dieser Haltung. Maria streckte die Hand aus, um es zu berühren, zog sie aber sofort zurück, als das Ding böse fauchte und dabei die Zähne ein wenig entblößte. Unvermittelt richtete sich das Ding dann auf, schnappte schnell zu und zog mit den Zähnen die Decke von Marias Knien, um sie mit schaufelnden Bewegungen der Hinterbeine unter sich zu vergraben. Dabei hatte es versehentlich auch jenes rüsselartige Gebilde zwischen die Decke geschoben und machte nun einige ruckartige Bewegungen, um es wieder freizubekommen, schlug mit den Flügeln, hielt mühsam das Gleichgewicht, bis es endlich gelungen war. Maria hatte all das furchtlos aber mit Verwunderung beobachtet, auch daß sie nackt im Bett saß, störte sie nicht besonders, da es im Zimmer warm war. Sie betrachtete zwischen ihren Knien hindurch das Ding, dessen Rüssel sich nun auf eine eigenartige Weise zu verändern begann.

Das, was anfangs noch gallertartig und schlauchförmig schien, verformte sich nun zu einer eher breiten, sich wellenartig bewegenden Masse. Der Körper des Dings wabbelte und blubberte, irisierte und bebte, bevor es sich endlich einigermaßen ruhig hielt. Maria konnte erkennen, daß der Rüssel an seinem Ende eine Art von Mund hatte, der sich leicht öffnete und zahnlos zu sein schien. Plötzlich, ohne daß das Ding sich bewegt hätte, näherte sich der Rüssel Marias Beinen und lehnte sich bequem auf ihre Knie, verlängerte sich und begann mit dem Mund über ihre Haut zu tasten. Dann begann es, an der Brust ein wenig zu zupfen und zu lecken, schob sich hoch bis zum Hals, wo es sich jedoch unversehens durch starkes Saugen anheftete. Maria machte eine abwehrende Handbewegung, worauf es sich sofort von ihrem Hals löste. Danach sah sie den Rüssel schneckenartig über ihre Schulter kriechen, wobei der Mund eine feuchte Spur auf ihrer Haut hinterließ. Er schob sich kurz unter ihre Achselhöhle und danach zur Brust. Maria beobachtete, wie die Lippen des Rüssels ihre Brust betasteten und bemerkte mit Erstaunen, wie sich eine hellrote Zunge aus ihnen hervorschob, sich zuspitzte und sehr gezielt über ihre Brustwarze strich. Maria begann, eine ihr bisher unbekannte Lüsternheit zu verspüren, und langesam veränderte sie ihre sitzende Haltung, bis sie lag. Ihre Beine mußte sie um das Ding herumlegen, berührte es dadurch auch, was es aber ohne Abwehr geschehen ließ. Maria sah dann, daß der Rüssel sich ein wenig verkürzte, gleichzeitig breiter wurde, über ihren Bauch die Lippen küssende Mundbewegungen machten und sich dann zupfend in ihrem Schamhaar bewegten. Als Maria das weiche Saugen fühlte, sah sie nicht länger hin, spürte nur noch das Gelecke, Gekrieche und Gepresse, wie es sich feucht herandrängte, leckend und zappelnd, an ihr und in ihr herumschüttelte, alles teilte und überall herumschlüpfte, sich ständig verändernd, bis es dann gar nicht mehr zu unterscheiden war von ihr selbst. Sie verlor jede Vorsicht, umschlang mit den Beinen das hockende Ding, bemerkte nicht seine Befreiungsversuche, hörte auch kein Fauchen, spürte es nur drängelnd und hektisch werden und wollte es so lange wie möglich so gefesselt halten.

Später ließ sie es dann doch los und lag da, fühlte ihr Herz klopfen und den Rüssel etwas kühl auf ihrem Bauch, merkte auch, daß die Lippen sich irgendwie an ihrer Hand bewegten und auf der Innenfläche leicht aufdrückten. Maria sah das Ding sitzen in immer noch derselben Haltung und schloß dann die Hand um die Lippen, die sich kühl und weich anfühlten. Dann fing das Ding an, sich zu bewegen, Maria ließ sofort die Lippen los, der Rüssel nahm seine alte Form an, das Ding hüpfte mit einem Satz vom Bett und flügelschlagend hängte es sich an den Türrahmen. Maria zog die Bettdecke über sich, ihr war langsam kühl geworden, warf noch einen Blick auf das Ding und machte das Licht aus. In der Morgendämmerung sah sie dunkel seinen Körper in der offenen Tür hängen, hörte das Tropfen aus dem Bad und die Atemzüge des Dings und schlief ein.

Gabriele Goettle

* * *

nekrophilie
(variation)

sah ein ratz ein gliedlein stehn
(g)liedlein auf der halde
war so krumm und faltenschön
abgebissen aus versehn

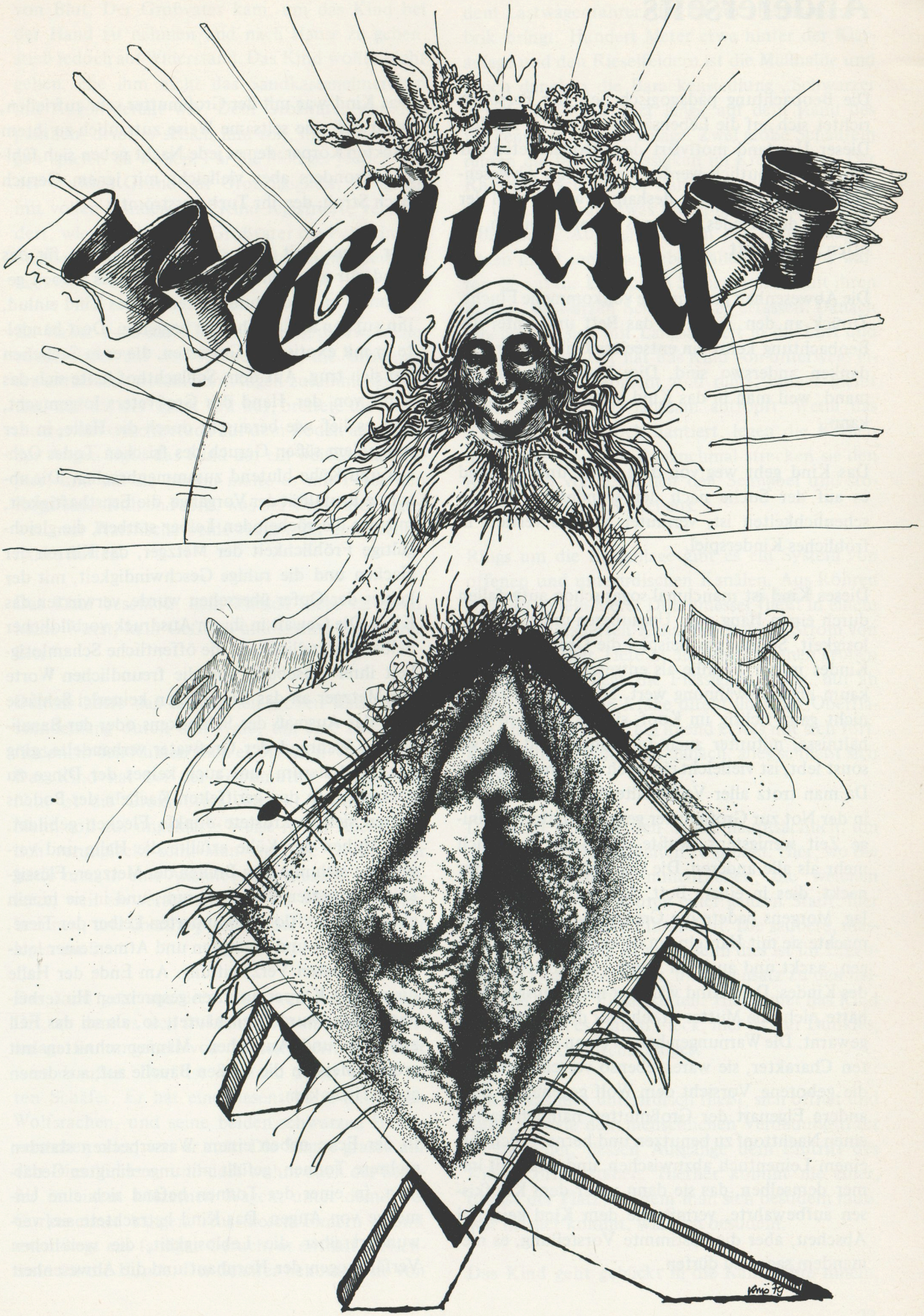
liedlein aus dem walde
sungen auf der halde

und die wilde ratze kroch
singend auf der halde
durch ein hohles ofenloch
gliedlein tut es immer noch

schallen aus dem walde
liedlein auf der halde

Heidi Pataki

* * *


Gloria

Andererseits

Die Beobachtung pädagogisch befugter Personen richtet sich auf die Lebensäußerungen des Kindes. Dieser Umstand motiviert den Beobachteten zur Flucht. Vermutlich werden vielstündige Abwesenheiten des Kindes nur deshalb gewährt, weil der Wunsch des Kindes, vollends zu entkommen, so offen zutage tritt.

Die Abwesenheit gewährt die vollkommene Flucht. Zurück an den Tisch, in das Bett und unter die Beobachtung kehrt ein entseelter Leib, dessen Gedanken anderswo sind. Dies bemerkt kaum jemand, weil man in das Kind ja nicht reinschauen kann.

Das Kind geht weg von dem Haus, und während es auf der Suche nach den wunderlichsten Abscheulichkeiten ist, vermutet man es vertieft in fröhliches Kinderspiel.

Dieses Kind ist manchmal sogar schon aufgefallen durch einen Hang zum Unsauberen und zur Herzlosigkeit. So ist zum Beispiel die Großmutter des Kindes in der Familie als entsetzliche Zumutung kaum einer Erwähnung wert. Die Großmutter ist nicht ganz richtig im Kopf, sie hat mehrere Verhältnisse, mitunter auch zu Frauen, und wie sie sonst lebt, ist vielleicht ein noch größerer Skandal. Da man trotz aller Vorbehalte das Kind dennoch in der Not zur Großmutter gegeben hatte, für einige Zeit wenigstens, wußte das Kind wesentlich mehr als alle anderen. Die Großmutter schlief nur nackt, dies in einem Bett, das groß auf der Erde lag. Morgens badete die Großmutter, und danach machte sie mit Hanteln am offenen Fenster Übungen, nackt und auch im Winter, unter den Augen des Kindes. Dem Kind wäre gar nichts aufgefallen, hätte nicht die Mutter so sehr vor der Großmutter gewarnt. Die Warnungen hatten einen märchenhaften Charakter, sie waren ebenso verschlüsselt wie die gebotene Vorsicht dem Wolf gegenüber. Eine andere Eigenart der Großmutter, nämlich nachts einen Nachttopf zu benutzen und hernach sich mit einem Leinentuch abzuwischen, und zwar mit immer demselben, das sie dann unter dem Kopfkissen aufbewahrte, vermittelte dem Kind keinerlei Abscheu, aber die bestimmte Vorstellung, es niemandem sagen zu dürfen.

Das Kind war mit der Großmutter sehr zufrieden, sogar auf eine seltsame Weise zutraulich zu ihrem nackten Körper, den es jede Nacht neben sich fühlte, besonders aber vielleicht mit jenem Geruch nach Stroh, den ihr Tuch ausströmte.

Der Mann, mit dem sie lebte, existierte für das Kind nur ganz am Rande. Eines Tages jedoch gewann er an Bedeutung, indem er das Kind einlud, ihn auf den Schlachthof zu begleiten. Dort handelte er mit exotischen Gewürzen, die er in Säckchen bei sich trug. Auf dem Schlachthof hatte sich das Kind von der Hand des Großvaters losgemacht, und es lief wie berauscht durch die Halle, in der unter dem süßen Geruch des frischen Todes Ochsen und Kühe blutend zusammenbrachen. Die absolute Brutalität der Vorgänge, die Ernsthaftigkeit, mit der die röchelnden Leiber starben, die gleichgültige Fröhlichkeit der Metzger, das Klirren der Hacken und die ruhige Geschwindigkeit, mit der keines der Opfer übersehen wurde, verwirrten das Kind. Die Gewalt in ihrem Ausdruck vorbildlicher Selbstverständlichkeit, die öffentliche Schamlosigkeit ihrer Ausübung und die freundlichen Worte der Metzger an das Kind ließen keinerlei Schlüsse über das Ausmaß des Schreckens oder der Banalität zu. Während der Großvater verhandelte, ging das Kind herum, um auch keines der Dinge zu übersehen. In den geriffelten Kacheln des Bodens hatten sich verkrustete dunkle Flecken gebildet. Das Muhen der Kühe erfüllte die Halle und vermischte sich mit dem Brüllen der Metzger, Flüssigkeiten spritzten überall herum, und in sie hinein glitten die kraftlos verwunderten Leiber der Tiere, ein Scharren und Stampfen und Atmen einer letzten und ersten Verzweiflung. Am Ende der Halle hingen die Körper an ihren gespreizten Hinterbeinen herab, wurden enthäutet, so, als sei das Fell zum An- und Ausziehen. Männer schnitten mit großen Messern die weißen Bäuche auf, aus denen große Hitze kam.

In der Ecke neben einem Wasserbecken standen mehrere Tonnen, gefüllt mit ungereinigten Gedärmen, in einer der Tonnen befand sich eine Unmenge von Augen. Das Kind betrachtete sie, verwundert über die Leblosigkeit, die weißlichen Verfärbungen der Hornhaut und die Abwesenheit

von Blut. Der Großvater kam, um das Kind bei der Hand zu nehmen und nach Hause zu gehen, stieß jedoch auf Widerstand. Das Kind wollte nicht gehen, ehe ihm nicht das Sandkasteneimerchen mit Augen gefüllt war. Dem Großvater war dies peinlich, denn es schien ihm roh, mit diesen Dingen spielen zu wollen. Für die Metzger jedoch war der Wunsch Grund zur Großzügigkeit, sie gaben mit vollen Händen. Das Kind registrierte verwundert, wie peinlich dem Großvater die Fahrt in der Straßenbahn war und wie er das Eimerchen verdeckte.

Zu Hause legte das Kind die Augen paarweise nebeneinander auf den Küchentisch, die Großmutter entschied, welche der Augen zusammengehörten, und als der Tisch voll war, breitete die Großmutter ein Geschirrtuch auf dem Boden aus. Zwei der Augen legte das Kind auf ein weißes Blatt Papier, und um sie herum malte es mit Farbe den Kopf einer Kuh im Profil, was der Großvater rügte, weil nur Plattfische beide Augen auf einer Kopfhälfte hätten.

Das Kind beschloß, kein Fleisch mehr zu essen, keine Wurst, kein Geflügel und keinen Fisch, aber Eier.

Damals hatte das Kind einen großen Haß, es lief stundenlang durch den Wald, um eine Leiche zu finden, in den Ruinen roch es oft nach Verwesung. Das Kind hat bei der Großmutter viel gelernt. Nun ist die Großmutter verrückt geworden, ihr Mann soll auf ungeklärte Weise in der Küche tödlich verunglückt sein. Man sagt, die Großmutter hätte man in eine Anstalt geben müssen, nicht zuletzt, weil sie versucht hätte, ihr Haus niederzubrennen, und überhaupt sei sie der Typ, der Feuer legen muß.

Das Kind geht aus dem Haus und hin zu einem Ort, an dem es sich frei fühlt. Die städtische Kläranlage ist umgeben von Rieselfeldern und liegt weit draußen. Dort ist niemand außer einem alten Schäfer. Er hat eine Hasenscharte und einen Wolfsrachen, und seine beiden schwarzen Hunde verstehen alles, was er ruft. Die Schafe grasen auf den Rieselfeldern, und dort wohnt auch der Schäfer in einem hölzernen Wagen, unter dem zwei Gurkeneimer hängen. Aus diesen Eimern strömt unentwegt ein fauliger Geruch, er enthält Fleischreste für die Hunde. Der Schäfer bekommt sie von dem Lastwagenfahrer, der sie zur chemischen Fabrik bringt. Hundert Meter etwa hinter der Kläranlage und den Rieselfeldern ist die Müllhalde und gleich daneben die Barackensiedlung „Schwarzer Berg". Das Kind sitzt lange auf dem Rand des Beckens der Umwälzanlage. Zwei große Schaufeln rühren die breiige Flüssigkeit im Kreis herum. Der Rhythmus scheint der Zähigkeit angemessen, und ab und zu gerät etwas klumpiges Dunkles an die Oberfläche. Auf den Stangen der Rührschaufeln sitzen meist mehrere Nebelkrähen, furchtlos warten sie auf die klumpigen Stücke, um sie mit ihren dicken, schwarzen Schnäbeln zu erfassen. Danach erheben sie sich mit Langsamkeit in die Luft und fliegen davon. Oft hat das Kind von unterwegs einen Stock mitgebracht und rührt, immer bleibt etwas hängen, das langsam abtropft. Wenn das Kind mit dem Stock hantiert, legen die Krähen die Köpfe schief, und manchmal strecken sie den Kopf nach vorne, öffnen den Schnabel und stoßen einen wilden Schrei aus.

Rings um die Kläranlage gibt es ein System von offenen und unterirdischen Kanälen. Aus Röhren von fast einem Meter Durchmesser fließt in einem offenen gemauerten Kanal ein stetiger Strom von unergründlicher Tiefe in die verschiedenen großen Becken. Dort liegt die Flüssigkeit ruhig, nur ab und zu fliegt eine Krähe direkt über der Oberfläche und nimmt im Flug irgend etwas mit sich fort. Kreise bilden sich nicht danach, alles schließt sich sofort.

Das Kind benötigt den Stock hauptsächlich, um die Tiefe der Flüssigkeiten zu prüfen. Hier, wo die Absonderungen zusammenfließen, die weichen kotig riechenden Spuren einer ganzen Stadt, hier herrscht dem Kinde Einsamkeit. Die saubere, massenhafte Ordnung ist weit, denn dies ist ihr Ergebnis, die Quelle des Ekels, im Gegensatz zu den hellen und klaren Flüssigkeiten. Hier atmet das Kind frei, hier gibt es keinen Fleck, hier ist nur Dunkles, Zähes und Undurchsichtiges.

Alles, was hier unterirdisch fließt, sich öffnet und quillt, ist wie dem menschlichen Verdauungstrakt nachgebildet, dessen Ausgänge dem Eintritt des Kindes offen stehen. Hierher kommt nie einer, das ist der Platz, an dem man sich besudeln muß, wer hierher kommt, will sich besudeln.

Das Kind geht gebückt in die Kanalröhre hinein,

rechts und links gibt es einen schmalen Steg, etwas tiefer fließt dumpf glucksend der Strom dahin, träge, lauwarm und mit meist glatter Oberfläche. Es wird dunkler und feuchter, die Tropfgeräusche hohler, der Geruch einheitlicher. Der Ausgang der Röhre schimmert klein, man darf nicht zurücksehen, sonst sieht man im Dunkeln nichts mehr. Jetzt kommt eine Stelle, an welcher eine weitere Röhre einmündet, in diese biegt das Kind ein. Immer geht es bis hierher, es geht in die Hokke, kauert auf seinen Fersen und lauscht in die Dunkelheit hinein. Es hat früher einmal Würmer gehabt, sie bogen sich weiß und scheinbar kopflos auf seinen Würsten hin und her, hatten Angst vor dem Licht. Das Kind versteht etwas von der Dunkelheit in Röhren. Feuer zum Beispiel ist hier undenkbar. Hier ist der schwarze Rand unter dem Fingernagel nur der Anfang, hier knirscht nichts unter den Schuhen, hier fühlt das Kind in sich die Gewißheit seiner Existenz aufsteigen wie ein Fieber, in all der Zweideutigkeit begreift es sich eindeutig. Das ist die Grenze, die sich bildet zwischen dem Kind und dem Milieu der Ordnung, deren unbeherrschbare Ablagerungen in Verstecken gehalten werden. Man versteckt sie, weil man sie verstecken muß, weil sie die Aufmerksamkeit erregen, die Sinne verwirren, die Krankheiten verbreiten und das Leben bedrohen; letzteres sagen die Leute. Aber man versteckt sie auch, weil sie nicht so unscheinbar sind, wie man es von Verbrauchtem und Verdorbenem denken könnte. Vieles riecht stärker als Frisches, die Vielfalt der Farben und Formen zieht den Blick auf sich, vieles ist verboten. Ein Haufen Hundekot, an einem sonnigen Nachmittag und bedeckt mit schillernden Fliegen, eine Ölschicht auf einer Pfütze im Rinnstein oder eine schöne Erinnerung an einen Abtritt über einem Misthaufen, in dem es von großen, weißen Maden wimmelte. Während das Wimmeln auf einem Ameisenhaufen dem Kind wieder und wieder bei Waldspaziergängen gezeigt wird. Hier an dieser Stelle also sitzt das Kind gerne, drückt mit den Fingern auf die geschlossenen Augen, und es entstehen feurige Lichter, verschwimmende Kreise. Nach einer Weile richtet sich das Kind auf, legt die Hände trichterförmig vor den Mund und ahmt die Schreie der Nebelkrähen nach.

Manchmal geht das Kind auch noch zum Schwarzen Berg, wo es auf der Müllhalde Ratten gibt, groß wie Katzen. Die Kinder in der Siedlung sind braunhäutig und dunkelhaarig, ihre Spiele sind kurz und schnell. Sie besitzen schlanke Hunde, die ihnen geduckt gehorchen. Die Eltern der Kinder lehnen oft an den offenen Barackentüren, rauchen und tragen ein kleines Kind auf der Hüfte. Die Leute in der Stadt sagen, das seien Zigeuner, die Leute hier sagen, sie seien keine Zigeuner sondern Flüchtlinge. Das Kind spielt nicht mit den Kindern, es nimmt an einigen ihrer Spiele teil, besonders am Wühlen auf der Müllhalde, wo es wie die anderen Kinder nach unzerbrochenen Flaschen und Metallteilen sucht. Was es findet, gibt es den Kindern, es behält nie etwas. Es hat einen Freund bei den Kindern, einen zehnjährigen Jungen namens Thomas, mit dem es ab und zu einen weiten Streifzug macht bis zu den alten Bunkern. Wenn sie dort irgendwo Munition finden, werfen sie sie hinunter in den Steinbruch, manchmal explodiert etwas.

Zu Hause ist das Kind plötzlich schmutzig, muß in die Badewanne, das Haar waschen, frische Sachen anziehen, das alles unter Anschuldigungen. Es schweigt und gerät in einen Zustand automatischer Ergebenheit, was wie verbohrter Trotz wirkt. Es ekelt sich im Badezimmer vor dem Beutel mit bunten Wattebällchen und vor dem Geruch des Parfüms, der überall im Hause steht. Es spuckt in die Parfümflasche und auf den Rasierpinsel, die Wattebällchen reibt es an sein Arschloch und steckt sie wieder zurück in die Tüte. Auch in der Küche, wenn niemand es sieht, spuckt es schnell in die Töpfe. Neulich hat es vom Garten einen langen Regenwurm hereingebracht und ihn unter den gemischten Salat versteckt. Niemand hat ihn gefunden.

Das Kind verunreinigt das Haus, so viel es kann. Nicht mit Dingen, die man im Staubsauger auffängt oder mit dem Besen wegkehrt, sondern mit anderen Dingen, z. B. aus der Nase, die es überall unsichtbar befestigt, oder indem es die Unreinlichkeiten im Haus zum Vorschein bringt. Im Bad gibt es einen Behälter für schmutzige Wäsche, das Kind sucht eine Unterhose der Mutter heraus und legt sie mit den verschmutzten Stellen nach oben sichtbar irgendwo hin. Immer ist die Hose später weg, aber niemand spricht darüber. Es gibt einen ätzenden Haß im Haus zwischen dem Kind und den anderen. Nachts schließt das Kind sich ein, man könnte es umbringen. Man dringt am Tage in das Zimmer des Kindes ein, dann, wenn es nicht da ist. Man nimmt Bücher mit, die für das Kind

noch nichts sind, oder schaut, was das Kind in das versteckte Heft geschrieben hat. Was dort zu lesen war, vermehrt das Gefühl, nicht zusammenzugehören. Dem Kind wird nur das Nötigste gegeben. Geschenke zu den hierfür vorgesehenen Feiertagen werden mit den Worten übergeben: „Du verdienst es nicht, aber weil Weihnachten ist. Bessere dich." Das Kind kann mit den Geschenken nichts anfangen, schlimm, wenn es sie verdienen würde. Kratzende Pullover, schwarze Trainingshosen, Laubsägekasten, Spiele zur Förderung der Intelligenz, Strickliesl und Goldhamster. Der Goldhamster war als Gefährte gedacht und als Ansporn zu Ordnung und Sauberkeit. Daran ist er zugrunde gegangen.

Das Kind hat einen weiteren Freund, den es unregelmäßig besucht. Die Eltern und er bewohnen ein altes sehr großes Haus nur zwei Straßen weiter. Er sitzt im Rollstuhl, immer in einem fast vollkommen verdunkelten Raum und liest unter einer Lampe mit grünem Schirm. Manchmal sitzt er auch im Dunkeln. Das Kind und er sind immer ungestört, nie schaut jemand zur Tür herein. Markus hat gelähmte Beine, und sein Gesichtsausdruck ist ernst. Er lacht nicht und lächelt auch nie. Seine Eltern und seine Pflegerin behandeln ihn wie einen Erwachsenen, und unterrichtet wird er von zwei Lehrern zu Hause. Er ist vierzehn Jahre alt, gerade beginnt seine Stimme tief zu werden. Das Kind berichtet ihm meist zusammenhangslos von seinen Gedanken und Erlebnissen. Markus liest dem Kind vor oder hört zu. Beide wissen zuvor nie, wie es sich zwischen ihnen entwickeln wird, an manchen Tagen sprechen sie nur miteinander, ein anderes Mal öffnet Markus seine Hose schweigend.

Das Kind erwartet jeden Dienstag das Herannahen der Müllabfuhr. Es geht dem Gepolter und Geschmatze entgegen, um diesen gigantischen, sich drehenden Korkenzieher zu betrachten. In dieser sauberen, ruhigen Gegend wirken die verschmutzten Männer mit den großen Lederhandschuhen und die Geräusche, die der Wagen ausstößt, unanständig. Sie arbeiten schnell, und bald sind sie um die Ecke, manchmal hinterlassen sie ein wenig Abfall, von dem man nicht weiß, wem er gehört.

An diesem Abend bringt der Mann einen Spiegel mit für die Frau. Er ist in braune Pappe gebunden. Die Frau zerschneidet die Schnur, läßt die Pappe zu Boden fallen und hält einen ovalen Spiegel mit goldenem Rand in den Händen. Sie hält ihn von sich weg wie ein Tablett, bis der Mann fragt, ob er ihr denn nicht gefällt. Die Frau sagt: „Wozu einen Spiegel, wir haben doch schon drei?" Der Mann hebt die Schnur auf, das Telefon hat geklingelt, und die Stimme der Frau dringt undeutlich durch die Schiebetür. Als der Mann die Pappe zusammenfaltet, sagt das Kind: „Ich nehme ihn."

Später am Abend hat das Kind einen Spiegel in seinem Zimmer, in den niemand geblickt hat. Aus der Garage hat es schwarze Ölfarbe geholt und bestreicht das Glas damit, bis auf eine kleine Stelle, die es offen läßt. Am nächsten Tag zeigt sich die Frau dem Kind gegenüber verärgert, denn „dafür" sei der Spiegel nun wirklich zu schade.

Das Kind lag schon sehr lange auf dem Bauch im Gebüsch. Die Schnur war fest um den Finger gewickelt, die Kuppe des Fingers begann dunkelrot zu werden. Der Park schien menschenleer bis auf einen alten Mann, der langsam daherkam. Das Kind hörte die Schritte, dann sah es die Schuhe und Hosenbeine und dann den Stock, der plötzlich die schwarze Geldbörse fest in den Kies preßte. Das Kind wagte nicht, an dem Faden zu ziehen, denn schon näherte sich eine Hand dem Boden, ergriff die Geldbörse, zugleich spannte sich die Schnur, woraus sofort heftiges Ziehen wurde. „Ich kenne dich, komm sofort raus", sagte der Mann und zerteilte mit dem Stock das Gebüsch, bis das Kind herauskroch. Der Mann wirkte erschreckend alt und krumm, als er durch dicke Brillengläser streng auf das Kind blickte. Dann gab er dem Kind die Geldbörse und ging, ohne etwas zu sagen.

Das war vor zwei Tagen, inzwischen hat das Kind den alten Mann in der Allee gesehen und ist zu ihm hingegangen, aber der konnte sich an nichts erinnern, war freundlich und hat gesagt: „Willst du einen jungen Hund haben? Du kannst ihn sehen bei mir, vielleicht schenke ich ihn dir."

„Geh langsam", sagt der Mann, aber dann kommen sie doch an, an einem Gartentor aus Holz, gehen durch hohes Unkraut auf ein grau verputztes zweistöckiges Haus zu. Oben sind die Läden alle geschlossen, durch die Haustür schiebt der alte

Mann das Kind in einen Flur, öffnet eine Tür und sagt: „Komm hier herein, hier hört uns niemand, und jetzt hole ich den Hund." Das Kind schaut sich um, auch hier sind die Läden zu, im Halbdunkel sieht es hier aus wie in einer Küche. Rechts ist ein Stück der Wand gekachelt, da steht ein Gasherd, daneben ein Tischchen mit Töpfen. Etwas Geschirr steht im Spülbecken. Gegenüber der Tür ist das Fenster und direkt neben dem Fenster ein Bett aus dunklem Holz, ein Stuhl voller Kleidung und ein Nachttisch, auf dem eine Lampe mit Fransen steht. Die andere Wand bis fast zur Tür ist von einem großen Tisch ausgefüllt, unter dem sich Zeitungen und Kartons stapeln und auf dem ebenfalls Berge von Zeitungen, Papieren, Schachteln und zwei Tassen sind. All das ist durcheinander, im Raum ist es still, das Kind kann weder den Hund, noch den alten Mann hören. Das Zimmer ist auf eine gleichmäßige und eindeutige Weise düster und schmutzig. Kein auffliegender wollartiger Staub, nichts was in einem Sonnenstrahl schimmern würde, sondern eine Schicht fettigen Drecks überdeckt alle Gegenstände.

Der Mann kommt zur Tür herein, stellt seinen Stock gegen die Wand. „Der Hund schläft. Immer um diese Zeit schläft er. Das dauert. Am besten, du schläfst auch, und wenn der Hund aufwacht, wecke ich Dich." Während der alte Mann dies sagt, zieht er die gelblichen Leintücher grade, klopft auf das Kopfkissen und schüttelt das Federbett. Dann setzt er sich in einen Sessel, der am Tisch steht und wartet. Das Kind beginnt sich auszuziehen, legt seine Kleider über die anderen auf dem Stuhl. Aus der Trainingshose fallen schwarze Wollteile, sie hängen an den Strümpfen und am Unterhemd. Als das Kind nackt ist, steht der alte Mann auf und faßt es an den Schultern. „Zeig mal", sagt er und dreht es mit dem Rücken zu sich, „dünn, bist du, ich werde Dir zu essen geben." Dann dreht er es wieder zu sich, seine Augen wirken verschoben und klein hinter den dicken Gläsern, unklar, wohin er schaut. Er betrachtet das Kind längere Zeit, dann zieht er es mit sich hin zum Sessel und setzt sich, faßt das Kind um die Hüfte und setzt es sich auf sein Knie. Das Kind betrachtet den Mann, auf dessen rauhen Hosen es sitzt, seine fleckige dunkle Weste, die schmale Krawatte, die großen Poren im Gesicht, die Haare, die aus der Nase kommen und dann die runden, fast undurchsichtigen Gläser der Brille. Die Hände des Mannes fühlt es kühl unter seinen Armen. Dann umfaßt der Mann die Knie des Kindes und sagt: „Versuch mal mit dem Kopf bis auf den Boden zu kommen, ich halte dich fest." Das Kind beugt sich nach hinten, mit dem Rücken über die Knie des alten Mannes und läßt seinen Kopf über dem Boden baumeln, es sieht die Möbel, den Herd und das Fenster von unten, in den Rillen zwischen den Dielen bröckelt der Schmutz, einen Hund hat es hier nie gegeben.

Zu Hause sieht das Kind abends in das kleine offene Stück im Spiegel und ist unzufrieden mit dem, was es sieht. Es holt Zahnpasta und reibt etwas davon kreisförmig über das Glas, solange bis es aussieht wie das Glas der Brille. An diesem Abend wäscht sich das Kind nicht und schläft ein wie immer.

Das Kind geht nun jeden Tag durch das Gartentor zum Haus des alten Mannes und klingelt. Einmal hat er das Kind nicht erkannt und wollte es zuerst nicht einlassen. „Was willst du. Hier wohnen keine Kinder," hat er gesagt, aber das Kind hat gesagt, es wolle doch zu ihm. Drinnen ist es dem Mann dann wieder eingefallen, weil er ja die Bratwurst gekauft hatte für das Kind. Jedesmal, wenn das Kind kommt, liegt ein längliches Päckchen auf dem Tisch neben dem Herd. Der alte Mann setzt sich in seinen Sessel, während das Kind eine Flamme des Gasherdes entzündet und klein dreht. Dann wickelt es die Bratwurst aus dem fleckigen Zeitungspapier, steckt sie auf eine Gabel und hält sie über die Flamme. Die Wurst ist weißlich und vom Pferd, ein wenig gekrümmt, die Enden verknotet, und in der Flamme des Gases verkohlen die Unebenheiten der Wursthaut zu kleinen schwarzen Knollen. Das Kind und der Mann schweigen, nur das Gas entweicht und brennt mit einem regelmäßigen Geräusch, ein Geruch nach verbranntem Haar breitet sich aus, ab und zu entsteht ein Zischen unter der Wursthaut.

Der alte Mann sieht dem Kind bei allem zu, was es tut, auch als es die Wurst von der Gabel beißt, wie es kaut, wie es schluckt, er kann das tun, ohne daß es dem Kind etwas ausmachen würde. Danach ziehen sie sich beide aus und der alte Mann legt sich ins Bett auf den Rücken. Ohne die Brille abzunehmen, zieht er die Beine an, und das Kind setzt sich auf ihn, den Rücken an seine Beine gelehnt. Wenn das Kind so sitzt, kann es tun, als gehöre der Schwanz des alten Mannes fast ihm, obwohl die

Haut dunkler ist und sich auch sonst vom Körper des Kindes sehr unterscheidet. Das Kind ist lange vertieft in den Anblick dieses dunklen, sich verfestigenden neuen Körperteiles, es prüft die Verschiebbarkeit der Haut, und zusehends kommt ein Moment, in dem das Kind den Griff verstärkt, würgend und ziehend, grob mit der Lust abzureißen, abzubeißen und zu zerquetschen. Der alte Mann sinkt aufs Kissen, ächzt und dem Schwanz entfällt ein rotziger heller Tropfen.

Manchmal legt der alte Mann sich nicht ins Bett, sondern kniet sich mit krachenden Gelenken vor das Bett nieder, hebt sich die Beine des Kindes über seine Schultern und betrachtet und leckt das Kind zwischen den Beinen und in der Furche des Hinterns. Obwohl dem Kind das am liebsten ist, kann es der alte Mann nicht oft tun, wegen seines Rückens, sagt er. Das Kind jedoch glaubt, daß der Mann es nicht gerne macht wegen der Brille, die er absetzen muß dabei.

Eine Weile liegen beide noch im Bett, das Kind mit dem Bauch an der Seite des Mannes, den Kopf in dessen Achsel. Erinnerungen an die Großmutter kommen dem Kind oft, besonders wenn es mit der Handfläche über die runzlige Haut fährt. Immer liegt der alte Mann bewegungslos, das Kind kann unter die Brillengläser sehen, die Augen sind offen, auch der Mund ist ein wenig offen, das Gebiß nach vorne verschoben. Das Kind sagt: „Morgen möchte ich einen Brathering," der alte Mann dreht den Kopf zur Seite, sieht das Kind an, „Warum keine Wurst?" fragt er, und das Kind zuckt mit den Schultern. Nach einer Weile sagt der Mann, ihm sei kalt und das Kind steht auf und zündet das Gas im Backofen an. Aus dem Herd heraus kommt langsam eine nach Zwiebeln riechende Wärme.

Der Mann und die Bettwäsche haben fast ein und dieselbe Farbe, auch der Geruch ist derselbe, nach Tafelschwamm, Tintenfaß und hartgekochten Eiern, oft ein wenig käsig, und eben dieser Geruch des Gases. Immer ist Dämmerung im Raum, die Stille des übrigen Hauses. Nie fragt der Mann das Kind etwas, nie erzählt er etwas von sich, immer sind seine Hände kühl wie seine Füße, an denen er hornige Verdickungen hat, seine Brille bricht ihm fast die Nase, und der Griff seines Stockes ist schwärzlich verfärbt. Die Fingernägel des Mannes sind lang und gerillt, gelblich und dunkel, auf den Händen und Armen des Mannes breiten sich braune Flecken aus, auf den Waden treten dicke knotige Adern blau hervor, oft zittert der Mann, wenn er in seine Hosen steigt. Einmal hat er dem Kind gesagt, daß es niemandem etwas erzählen dürfe, dann hat er dem Kind Schokolade geben wollen, aber das Kind hat nichts davon gegessen, auch deshalb, weil ihm einfiel, daß man Süßigkeiten von Fremden nicht annehmen soll. Von dem Hund haben sie beide nicht mehr gesprochen.

Zu Hause hat das Kind immer die Hände in den Taschen, auch um sie nicht beschmutzen zu lassen durch Blicke darauf oder Berührungen. Beim Essen redet es nichts, es ißt ebenso viel wie sonst auch, der Mann und die Frau trinken Wein, das Kind Sprudel, es streicht lange Butter auf ein Brot, bis jede Stelle bedeckt ist mit einer gleichmäßigen Schicht. Es mag keine Messer mit Rillen – nicht am Abend –, aber man vergißt das immer wieder. Der Mann und die Frau kauen regelmäßig, unaufhaltsam, der Mund öffnet sich, die Gabel schiebt das Brot hinein, der Mund schließt sich, das Gesicht wird kurz und lang, kurz und lang, und alles wiederholt sich. Brösel werden plattgedrückt, bleiben auf dem Finger kleben und werden am Rand des Tellers abgestreift, nach dem Trinken werden die Lippen betupft mit der Serviette, wobei die Frau rote Spuren auf dem Stoff hinterläßt. Der Mann stößt fast unhörbar auf, wobei er sich leicht vorbeugt und die Hand vor die Lippen preßt, die Frau sieht ihn kurz an. Der Mann faltet seine Serviette zusammen, falsch herum. Die Frau ißt noch, nun gräbt er mit der Zunge in seinem Mund herum, die Backen beulen sich aus, leise saugende Geräusche, und das Besteck der Frau klappert schräg nebeneinander auf den Teller. Sie faltet die Serviette, richtig herum, mit dem verwischten Rot nach oben. Ohne jedes Vorzeichen überfällt das Kind ein Taumel im Kopf, und vom Magen hoch drängt ein so gewaltiges Erbrechen, daß es nicht einmal aufstehen kann.

Lydia Christensen

* * *

Metamorphose

Es sind jetzt hundert Jahre her, da verließ der noch junge Besitzer das Gehöft. Wenige Monate später ging seine Geliebte auch hinanderswo fort.

Wie es den herrenlosen Ländern nicht selten geschieht, drangen verschiedene Völkerstämme auf den Hof herein und besetzten den Obstgarten und das Lavendelfeld; es kam unter ihnen zu keiner Übereinkunft.

Die Siebenschläfer rotteten die Feldmäuse aus, die Wiesel tranken das Blut der Siebenschläfer, die Eulen fraßen die Wiesel und saßen nachts siegreich in den Bäumen.

Die Ameisen sogen den Honig der Blattläuse, die Eidechsen ließen sich die säuerlichen Ameisen schmecken, die Schlangen verschluckten die gemästeten Eidechsen, und die Stachelschweine fraßen die Eier der Schlange.

Nur die Mücken, die Bremsen, die Eintagsfliegen und die Wasserjungfer lebten in Frieden, bis fremde Vögel heranflogen, die sich von ihnen nährten, und dann die größeren der beflügelten Räuber die schwächeren töteten oder verjagten.

Tolle, anmaßende Unkräuter wuchsen von allen Seiten heran; der anfangs ansehnliche Vorhof verengte sich von Jahr zu Jahr. Schließlich blieb nur vor dem verfallenen Haus kaum noch eine Handfläche gelben Staubs frei; die Wildnis hatte das kolonisierte Bereich wiedererobert.

Die Rebe, die vor hundert Jahren schon alt war, deckte die Fassade zu, klomm übers Dach auf die Hinterseite hinüber und hielt das geschlossene Haus in ihrem unfruchtbaren Netz fest; die Brombeersträuche verwebten sich mit dem Gebüsch und den Bäumen zum undurchdringlichen Zaun. Allmählich geriet das kleine Gut in Vergessenheit und wurde vom Kataster vertilgt.

Es wohnte aber jemand im Haus, der kein Gespenst war: die Gespenster bleiben sich immer gleich, aber der Kater wuchs bis er nicht mehr zum Schornstein hinausklettern konnte, sondern sich im Speicher gegen das Dachgerüst stemmen mußte, um es abzuheben. Die Ratten hatten die Mitratten gefressen und der Kater Tausende der Riesenratten.

Nun begab es sich unter anderem, daß die Ururenkel des ungetreuen Liebespaares, die mit neuen Partnern erzeugt waren, eine Zusammenkunft am namenlosen Platz verabredeten. Zwei Massenzüge rückten von entgegengesetzten Seiten unter fliegenden Fahnen an und machten in einiger Entfernung halt, als der athletische Kater eben das Dach mit Ach und Krach zersprengte und funkensprühend in die Höhe stieg. Die Ururenkel sahen ihn wie einen gewaltigen Vorwururf sich auf eine wollige Wolke schnurrurrurrend niederlassen, und erschraken mit Recht; denn der Donner des elektrisch geladenen Katers löste die Sintflut aus, worin die Ururenkel ertranken. Ihre Körper fanden sich wie die der Ururahnen wieder magnetisch angezogen und schmolzen zu radioaktiven Mineralien zusammen, deren Ausstrahlung alles Gewächs im Gebiet verbrannte. Der Kater, den jetzt nach Flugzeugen gelüstete, sprang von Wolke zu Wolke und konnte von keiner Kanone niedergeschossen werden, weil er unterdessen umgetauft wurde und sich der Große Bär nennt, der sich am Himmel sehr hüten muß, andere Tiere anzugreifen, und genau wo er seine Pfoten setzen darf, berechnen soll. Beirrt er sich, so kommt das ganze Universum zu Schaden. Also hat ihm Gott eine Datenmaschine vermietet, aber was hilft's? Diese wird nicht bis ans Jahr 2000 vorhalten, wenn es bessere geben wird, die ihn und uns alle überflüssig machen.

* * *

Die Moral ist: verkrachte Liebespaare dürfen, wenn sie ausziehen, keine Katzen in Häusern, wo es von Ratten wimmelt, zurücklassen. Sie sollen auch keine Kinder mit neuen Partnern erzeugen und überhaupt weder Katzen noch Landhäuser besitzen; denn was hilft's? Das dreieckige Eisenmesser der Guillotine 2000 wird bald Hälse abschneiden.

Greta Knutson

Emma

das wohnhaus brannte die scheune brannte aus dem brunnenhaus schlugen meterhohe flammen das vieh brüllte in den ställen und stampfte in den ketten schüsse krachten dazwischen bauer und bäuerin baten in der rauchenden wohnstube um ihr leben doch die flinken russischen karabiner und bajonette machten dem schnell ein ende die iwans feuerten aus allen rohren plünderten die küche und kammer halt da hat sich etwas in der selche versteckt flüsterte geheimnisvoll ein bärenstarker donkosak boshaft und tückisch sah er drein die verschnürungen seines leibrocks blitzten im licht seiner riesigen kaum noch menschenähnlichen pranken von blutspritzern übersät und aus gehirn und eingeweide teilchen bisweilen niedliche kügelchen formend die er sich lässig von den fingern schnippte griffen in den rußgeschwärzten rauchfang und erreichten so die beine des drallen bauernmädchens

* * *

weißbestrumpft die sonntags spangenschuhe zierlich verschnürt die schmucke landestracht um den leib das schwere haar zu einer ansprechenden krone gleich weizengelben ähren und mit bändern in den landesfarben durchflochten in der tasche knisterte der verräterische geldschein den sie eilig versteckt um dem gast auf nummer neunzehn das waschwasser zu bringen. so weit war es nicht mehr und als die russen einlaß begehrten war sie eine frische siebzehnjährige flink hast du nicht gesehen in den kamin gekrochen und hatte sich nicht einmal zeit genommen ein strick jäckchen überzuziehen.

in handumdrehn hatte man sie nun ans tageslicht befördert ei wen haben wir denn da grunzte ein schweinischer landsknecht vom oberen dnjepr und drehte die kaum ruszgeschwärzte sich wehrende beute von einer seite zur andren worauf sich das mannsvolk auf emma die völlig unschuldige in viehischer weise stürzte um sein bubenhaftes spiel mit ihr zu treiben und als sich der abend herniedersenkte lag emma die schneeweisze besudelt befleckt entehrt verraten und mutterseelenallein am dorf brunnen. man hatte ihr tatsächlich nicht einmal ein söckchen gelassen. nachdem sie also tränenreich von einem überdurchschnittlichen intelligenten beamten der forstverwaltung abschied genommen hatte mit den worten ich bin nicht mehr die die du kanntest und liebtest ich bin eine andre geworden verdingte sie sich als unkomplizierte weisznäherin bei einer alternden geschäftstüchtigen adligen witwe die sie an kindesstatt angenommen ihr jedoch außer einem wahren hungerlohn der nicht einmal für die bedürfnisse des täglichen haschisch genusses sein auskommen gewährte keinerlei entgelt bezahlte.

jeden samstag mußte emma außerdem zum wöchendlich stattfindenden markte fahren um dort die arbeit von sieben tagen schweisz tränen angst vor der rute ihrer allzu gestrengen herrin und hunger feilzubieten. so auch heute. sie schirrte den gaul vor den karren noch leicht betäubt von dem rauch dem süßen unentbehrlichen gift im haschisch rausch gelangen ihr nämlich die feinsten spitzen die vornehmsten tischdecken und die aller kostbarste bettwäsche wie von selbst sie pflegte sich dabei nackt auszuziehen und das jeweilige zu bearbeitenden rohmaterial zwischen den gespreizten schenkeln hervorzuwickeln es bot sich ihr in immer neuen farben und formen dar. wen nahm es wunder daß emma ob solcher vielfältigen geschehnisse manchmal schier aus dem häuschen geriet vor entzücken so daß die alte vettel die unter emmas kärglichen mansarden kämmerchen ihre vergleichsweise prunkvolle behausung hatte verschiedentlich drohend gegen den plafond klopfen mußte ob des zu hörenden lärms.

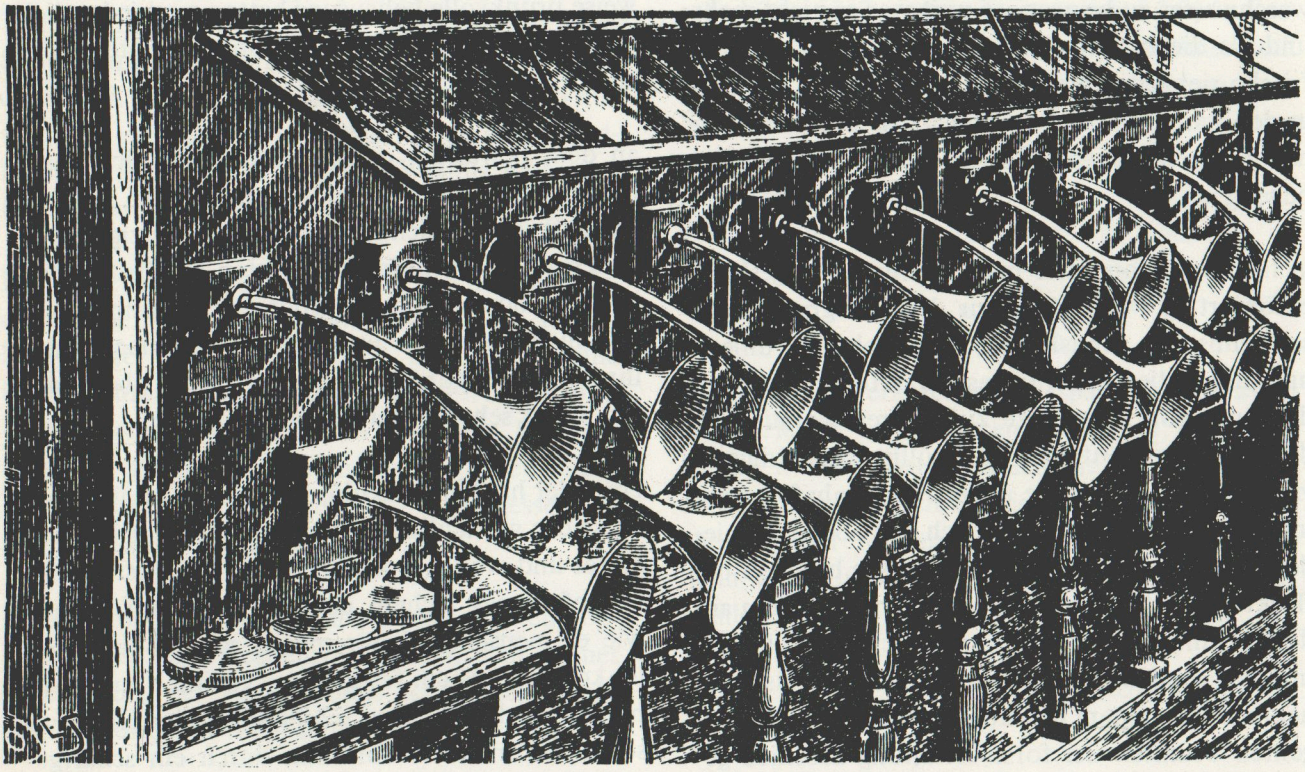
an dem bewußten morgen also mühte sich unsre heldin mit einem atletik verein ab der ihr entschlüpft ehe sie sich recht besonnen die zigaretten waren im sparstrumpf ganz unten bereits vor diebischen händen sicher verborgen so konnte man also nicht mehr ein automobil daraus machen das ihr bei der beförderung der ware zum obgenannten markt sehr von nutzen gewesen wäre.

ein rüder haufen muskulöser burschen im üblichen dress der gewichtheber und stemmer mit breitem gürtel und wollener krafthose ein leicht stumpfes festgefrorenes lächeln über gutgeputzten zähnen wie es menschen dieser species nun einmal eigen ist kollerte wie ein festgefügtes gebilde von seifenblasen an den rändern schillernd und zerfließend so als ob man die konturen durch ein scharfgeschliffenes prisma betrachtete durch die primitive

räumlichkeit. emma hub ein paar über ihren stämmigen lastgewohnten bauernrücken jene strampften lautlos mit ihren füßchen durch die luft landeten weich gingen in die knie und hechteten wieder los durcheinander die stirn gerunzelt kurzsichtigen auges immer mehr und mehr schwebten durch die stube und trotzten allen bemühungen sie in einer ecke fein säuberlich aufzustellen um nicht allzuviel staub aufzuwirbeln. sie bestarrten vielmehr emma mit gierigen blicken jene emma die in bunny tracht den taktstock eines girl regiments in der faust in der andren die nilpferd peitsche um die waden ein pelzverbrämtes uniformröckchen die selbsthervorgebrachte schar über ihr eigenes schweres schicksal aufzuklären versuchte wobei sich die ruchlosen bereits die lippen leckten und lassoartig ein überlanges band bettzeug spitze die aus fleißigen fingern hervorgegangen über ihren sturen häuptern schwangen bis das zimmerchen mit der fotografie der verstorbenen eltern sachte zu schwanken begann und die kreischende stimme des adligen fräuleins die fortgeschrittene uhrzeit drohend ankündigte was emma in nicht gelinden zorn urplötzlich versetzte.

mehr als schuften tag um tag kann ich nicht murmelte sie öffnete sodann alle türen und vor freude jaulend jagte der verein schöner männerkörper durch kraft kurz atletico genannt treppab pardauz stolperten da einige dicke beinchen über die winklige treppe und lösten sich am boden auf in nichts aber der groszteil erreichte das erstaunte alte mädchen das sich ob des spontan hereingebrochenen glücks in ihr altes leben gar nicht fassen konnte und immer wieder nur den zahnlosen kopf schüttelte so lange bis es den hübschen jungen hengsten zuviel ward (kein wort brachten die sonst so kekken heraus nur nicken konnten sie mit dem kopfe beklommen und schüchtern und ihre gürtel abschnallen alle auf einmal im takt) im handumdrehn war die böse alte frau die soviele menschenleben auf dem gewissen hatte (sie selbst hatte die russen ins dorf geholt einer kleinlichen privatfehde wegen) an die eigene küchen kredenz gefesselt (was bedeutete das aber schon im vergleich zu dem das noch kommen sollte) und die da glaubten es werde ein leichtes sein sie von oben her im kreuzschnitt aufzuschlitzen wurden noch überrascht durch die bereitwilligkeit mit der sie dies geschehen ließ bald war das wohl aufgeräumte zimmer voller blut und fleischteile im herd prasselte trotz der fortgeschrittenen jahreszeit ein wohliges feuer und zu frohem schmause ließ sich der verein nieder wo im warten auf die herrin (wieder emma) einer nach andren jedoch still und ohne viel aufhebens wie es seine art gewesen ein ganzes leben lang als seifen blase zerplatzte.

Elfriede Jelinek



Schwarze Botin 1 - 12 Autorinnenverzeichnis und Themenverzeichnis.

(Die Einteilung in Sachbereiche ist den Texten, die sie auf ein Schlagwort verkürzt, nicht angemessen.)

SB No.	Autorinnen
2	Rita Bischof, „Waren – Körper – Sprache“
2	– „Weibliche Sprache“?
3	– Gegen das „feministische“ Bilderverbot
6	Ute Boose, Der unheimliche Säugling
4	Silvia Bovenschen, Das sezierte weibliche Schicksal. Christa Reinigs Roman „Entmannung“
6	Beatrice Brauckmann, Una donna
8	Nelly Caballero u.a., Edith Lechtape (Übers. v. Eva Meyer)
2	Hélène Cixous, Trennung. Ein Gespräch mit Hélène Cixous und Maren Sell (Übers. v. B. Classen)
1	Brigitte Classen, Starre Frau – bewegte Frau
3	– Das normale Liebesleben. Bemerkungen zur Psychoanalyse
4	– Fatale Liebe. Aus den Reichen der Phantasiearmut
6	– Schwachsinn
9	– Lore und die andern
10	– Frohnatur
11	– Haute Culture
7	Gabriele Dietze, Die Heilige Familie in der Damenbibliothek
8	– Die Herrschaft des Phallus im Delta der Venus
3	G. Drüten, Der Mann
7	Isolde Eckle, Eine Mutter reist nach Stammheim
10	Gisela Elsner, Die Schattenspender
12	– Das Pop-Papp-Party-Projekt
7	Ute Frank, Eine Mutter reist nach Stammheim
5	Barbara Freymuth, Die Gewalt des Normalen
12	Marianne Garbe, Textaufgaben
7	Elfriede Gerstl, Grit oder das Fest oder was man so nennt
8	– Berechtigte Fragen
1	Gabriele Goettle
2	– Einige Anmerkungen zur Konkurrenz
2	– „Daß schädlich auch ein Denken ist“
2	– Wolf Biermann ist nicht unser Bier
3	– Brief der Schwarzen Botin an die Teilnehmerinnen des münchener Frauenkongresses (Frühjahr 1977)
3	– Pornographie als Verherrlichung patriarchaler Gewalt
4	– Königsberger Klopse
4	– Sexismus zum Feierabend
6	– Casanova
6	– Über Kurz oder Lang
7	– Gedanken über mögliche Formen feministischer Anarchie
7	– Der Geist aus der Flasche – die Welt aus der Wand
8	– Unerbittliche Liebe
9	– Existenzphilosophie
9	– Wandervögel

9 – Ismen
9 – Und ewig rauschen die Binsen
10 – Tele-Visionen
12 – Interview der Schwarzen Botin mit Helmut Schmidt
12 Jaques Hamelink, Horror vacui
4 Margaretha Huber, Das Rätsel. Über eine abgelehnte Dissertation
3 Karin Huffzky, Alltäglichkeiten, der Rede wert
3 – Meine intellektuellen Freunde
5 Sonja Immermann, Der Terrorist ist schuld
9 Ernst Jandl, guten abend – eine montage
2 Elfriede Jelinek, Eine Versammlung
3 – Paula
4 – Jelka. Schon kommt es herein, das Glück zu zwein
6 – Nora
8 – Udo. Untersuchungen zu Udo Jürgens Liedtexten
8 – „Dankesworte der Preisträgerin"
9 – Die Ballade von den drei wichtigsten Männern und dem Personenkreis um sie herum
12 – Die Ausgesperrten
2 Roswitha Kaever, Schreib das auf, Frau!
3 – Das akademische Geschlecht. Bemerkungen zur Sexualästhetik
4 – Glaskonserven
6 – Stille Post
9 – Handapparat
9 Margrit Kennedy, Offener Brief an Carlo Aymonino
9 Karin Kersten, Der Vergleich
9 – Finale (2)
9 – Vielfältig ja!
11 Greta Knutson, Eine Katzengeschichte
12 – Eine Kuckucksländer Legende
10 Ursula Krechel, Dem Redakteur A. Zensiert
7 Julia Kristeva, Ein neuer Intellektuellen-Typ: Der Dissident (Übers. v. Monika Metzger)
4 Elisabeth Lenk, Abgeschmacktes aus der Frankfurter Allgemeinen Zeitung
5 – Aus einer Vorlesung über die Tragödie
8 Christiane Lenoble u.a., Edith Lechtape (Übers. v. Eva Meyer)
2 Maria-Antonietta Macciocchi, Über weibliche Sexualität in der Ideologie des Faschismus (Übers. v. B. Classen)
11 – Allahs Rippe (Übers. v. Sigrid Vagt)
9 Friederike Mayröcker, guten abend – eine montage
6 Eva Meyer, Theorie der Weiblichkeit
10 – Körpersprache oder „Körper" der Sprache
8 Dorothea Muenk, Die Sprachdiebinnen
10 – „La Traversée du Temps Perdu"
4 Meret Oppenheim, „Weibliche Kunst"
11 – Ansprache zur Verleihung des Kunstpreises der Stadt Basel
9 Heidi Pataki, off limits
9 – belvedere

11 – Das erkaltete Mütchen
12 – praxis
12 – Eine Zierde für die Literatur

4 Heidi von Plato, Der verzehrte Körper
10 – Frauengedichte aus der Provinz
12 – Verkündung des Rahmens

4 Christa Reinig, Moral und Geschmack
5 – Die schlafende Riesin
7 – Blut und Boden und das Tausendjährige Reich
8 – Der Wolf und die Frau
9 – Theweleit-Phantasien
10 – Die Zeit der Weiblichkeit
12 – Die Witwen

11 Marie-Simone Rollin, Misone und Mnemosyne: Verheerungen durch Kultur

5 Annette Runte, Lippenblütlerinnen unter dem Gesetz. Über feministische Diskurse in Frankreich

7 Danielle Sarréra, Arsenikblüten: Tagebuch

5 Sarah Schumann, Annäherungen
8 – Verschobene Räume. An verschiedenen Tagen Rom-Berlin

2 Maren Sell, Trennung. Ein Gespräch mit Hélène Cixous und Maren Sell (Übers. v. B. Classen)

8 Susan Sontag, Krankheit als Metapher

2 Sorcières, „Die Tötung der Ulrike Meinhof" (Übers. v. Marie-Simone Rollin)

3 Ginka Steinwachs, Himmelschlüssel Dorothea Hörauf
4 – Fleischeslust und Geistesblust
5 – Lysistrata 75 oder: Frauen proben den Aufstand
6 – Madame X
10 – Vierte Poetikstunde im Gehen
11 – Grazien

3 Ilse-Marleen Stoessel, Sarah Schumann: Vom Mythos zu den Freundinnen

11 Maija Tabaka, Interview der Schwarzen Botin mit Maija Tabaka

5 Gerburg Treusch-Dieter, Die kluge Else

10 Liesl Ujvary, Was die Welt zusammenhält
10 – Aus dem Leben gegriffen

8 Nicole Walter, u.a., Edith Lechtape (Übers. v. Eva Meyer)

9 Myra Warhaftig, Die Behinderung der Emanzipation der Frau durch die Wohnung und die Möglichkeiten zur Überwindung

3 Branka Wehowski, Die Guten gehn im gleichen Schritt
6 – Herbarium der Lüste

3 Marianne Wex, Die Sprache der Körper

5 Gisela von Wysocki, „Ich habe eine furchtbare Lust nach verbotenen Augen"
6 – Über die Wünsche
10 – Verführung zur Gedankenlosigkeit

5 Unica Zürn, Aus den Hexentexten

THEMEN

Architektur

9 Margrit Kennedy, Offener Brief an Carlo Aymonino
9 Myra Warhaftig, Die Behinderung der Emanzipation der Frau durch die Wohnung und die Möglichkeiten zur Überwindung (Problemstellung u. Kap. IV: Das Schlafzimmer, aus bisher unveröff. Diss., Berlin 1978)

Faschismustheorie

1 Schnittmuster für zukunftsorientierte Frauen (Zum Mord Ulrike Meinhofs)
1 Der Faschismus als höchstes Stadium banaler Herrschaft
10 Gabriele Goettle, Tele-Visionen. Anmerkungen zu Holocaust
2 Maria-Antonietta Macciocchi, Über weibliche Sexualität in der Ideologie des Faschismus
5 – Durch die Wüste (Filmkritik)
7 Christa Reinig, Blut und Boden und das Tausendjährige Reich
2 *Sorcières*, „Die Tötung der Ulrike Meinhof"

Feministische Theorie in Frankreich

2 Rita Bischof, „Waren – Körper – Sprache" (Kritik Luce Irigarays)
2 Hélène Cixous, Maren Sell. Ein Gespräch mit H.C. und M.S.
6 Eva Meyer, Theorie der Weiblichkeit. Heterogenität, Negativität, sujet zérologique
10 – Körpersprache oder „Körper" der Sprache?
5 Annette Runte, Lippenblütlerinnen unter dem Gesetz. Über feministische Diskurse in Frankreich: Luce Irigaray, Hélène Cixous, Catherine Clément

* * *

In Heft 14 der SB (März 1980) wird von Sibylle Klefinghaus eine Kritik der Theorie Luce Irigarays erscheinen.

Filmkritik

5 Maria-Antonietta Macciocchi, Durch die Wüste (zu Ettore Scola, „Une journée particulière")
6 Ginka Steinwachs, Madame X. Ein Versuch zur Archeologie der Subjektivität von Ulrike Ottinger und Tabea Blumenschein

Kritik, Moral und Geschmack

4 Gabriele Goettle, Königsberger Klopse
7 – Der Geist aus der Flasche – Die Welt aus der Wand
4 Margaretha Huber, Das Rätsel. Zur geistesgeschichtlichen Situation der philosophischen Frühromantik, unter besonderer Berücksichtigung ihrer poetischen Phantasie
4 Elfriede Jelinek, „Dankesworte der Preisträgerin" (Literaturpreis der Stadt Gandersheim)
4 Roswitha Kaever, Glaskonserven
9 – Handapparat (über Bürokratie)
6 – Stille Post (Leserbriefe)
4 Elisabeth Lenk, Abgeschmacktes aus der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*
10 Dorothea Muenk, „La Traversée du Temps perdu" (zur Ausstellung von Dokumenten einer Familie des 19. Jahrhunderts)
4 Christa Reinig, Moral und Geschmack
8 – Der Wolf und die Frau
10 – Die Zeit der Weiblichkeit
11 Marie-Simone Rollin, Misone und Mnemosyne: Verheerungen durch Kultur
8 Susan Sontag, Krankheit als Metapher
6 Gisela von Wysocki, Über die Wünsche

Kunst

3 Rita Bischof, Gegen das „feministische" Bilderverbot (zur Ausstellung „Frauen international 1877 – 1977")
8 Nelly Caballero, Christiane Lenoble, Nicole Walter: Edith Lechtape
4 Meret Oppenheim, „Weibliche Kunst"
11 – Ansprache zur Verleihung des Kunstpreises der Stadt Basel
3 Ilse-Marleen Stoessel, Sarah Schumann: Vom Mythos zu den Freundinnen
11 Maija Tabaka, Interview der SB mit M.T. (zur berliner Ausstellung der lettischen Malerin April 1979)
3 Marianne Wex, Die Sprache der Körper

Literatur – Kritik, Theorie und Interpretation

1 „Dann spürten wir den bösen Blick der Abstraktion" Rezension des Heftes 5 der Frauenoffensive „Aufständische Kultur"
2 Rita Bischof, „Weibliche Sprache"? (Zum Autorinnentreffen „Schreib das auf, Frau", Nov. 1977
4 Silvia Bovenschen, Das sezierte weibliche Schicksal. Christa Reinigs Roman „Entmannung"
6 Beatrice Brauckmann, Una donna (zu Sibilla Aleramos Roman)
2 Brigitte Classen, Starre Frau – bewegte Frau. Anmerkungen zu „Frauen / Kunst / Kulturgeschichte", *Ästhetik und Kommunikation* 25/1976
4 – Fatale Liebe. Aus den Reichen der Phantasiearmut (Groschenromane)
6 – Schwachsinn (zu „Sinnlichkeiten", *Kursbuch* 49/1978)
9 – Lore und die andern (zu Françoise d'Eaubonnes „Feminismus und Terror)
10 – Frohnatur (zu *Konkursbuch* 2/1978)
11 – Haute Culture (zu Bernard-Henry Lévy)
7 Gabriele Dietze, Die Heilige Familie in der Damenbibliothek (zur Taschenbuchreihe „neue frau", Rowohlt)
8 – Die Herrschaft des Phallus im Delta der Venus (zu Anais Nin, Das Delta der Venus)
6 Garbiele Goettle, Casanova (Kritik der „Casanovisten")
8 – Unerbittliche Liebe (zu *Konkursbuch* 2/1978)
9 – Und ewig rauschen die Binsen (zu Käthe Trettin, Philosophie des Tanzes)
2 Roswitha Kaever, Schreib das auf, Frau! (Zum Autorinnentreffen Nov. 1977)
2 Elfriede Jelinek, Eine Versammlung (Zum Autorinnentreffen Nov. 1977)
8 – Udo. untersuchungen zu udo jürgens liedtexten
5 Elisabeth Lenk, Aus einer Vorlesung über die Tragödie
8 Dorothea Muenk, Die Sprachdiebinnen (zum Buch von Claudine Herrmann)
11 Heidi Pataki, Das erkaltete Mütchen (zu *Courage* 4/1979)
12 – Eine Zierde für die Literatur. Anmerkungen zu Marieluise Fleißers Roman „Mehlreisende Frieda Geier"
9 Christa Reinig, Theweleit-Phantasien
5 Gerburg Treusch-Dieter, Die kluge Else (Interpretation des Märchens)
6 Branka Wehowski, Herbarium der Lüste (zu Djuna Barnes)
5 Gisela von Wysocki, „Ich habe eine furchtbare Lust nach verbotenen Augen!" (zu Unica Zürn)
10 – Verführung zu Gedankenlosigkeit (zu Marie-Luise Könneker, Mädchenjahre)

Literatur – Lyrik, Sprüche

3 G. Drüten, Der Mann
9 Gabriele Goettle, Existenzphilosophie
– Wandervögel
– Ismen
3 Karin Huffzky, Alltäglichkeiten der Rede wert

– Meine intellektuellen Freunde
9 Karin Kersten, Der Vergleich
– Vielfältig ja!
– Finale (2)
10 Ursula Krechel, Dem Redakteur A. Zensiert
9 Friederike Mayröcker / Ernst Jandl, guten abend – eine montage
9 Heidi Pataki, off limits
– belvedere
10 – praxis
10 Heidi von Plato, Frauengedichte aus der Provinz
12 – Verkündigung des Rahmens
10 Liesl Ujvary, Was die Welt zusammenhält
– Aus dem Leben gegriffen
5 Unica Zürn, Aus den Hexentexten

Literatur – Prosa

6 Ute Boose, Der unheimliche Säugling
10 Gisela Elsner, Die Schattenspender
12 – Das Pop-Papp-Party-Projekt
12 Marianne Garbe, Textaufgaben
7 Elfriede Gerstl, Grit oder das Fest oder was man so nennt
8 – Berechtigte Fragen (Hörspiel)
6 Gabriele Goettle, Über Kurz oder Lang
12 Jaques Hamelink, Horror vacui
3 Elfriede Jelinek, Paul
4 – Jelka. Schon kommt es herein, das Glück zu zwein ... (Hörspiel)
6 – Nora (Theaterstück)
9 – Die Ballade von den drei wichtigsten Männern und dem Personenkreis um sie herum (Hörspiel)
12 – Die Ausgesperrten (Roman)
11 Greta Knutson, Eine Katzengeschichte
12 – Eine Kuckucksländer Legende
5 Christa Reinig, Die schlafende Riesin
12 – Die Witwen
7 Danielle Sarréra, Arsenikblüten: Tagebuch
5 Sarah Schumann, Annäherungen
8 – Verschobene Räume. An verschiedenen Tagen Rom-Berlin
3 Ginka Steinwachs, Himmelschlüssel Dorothea Hörauf. der sentimentalen frauenstücke zweyter theil
4 – Fleischeslust und Geistesblust
– Lysistrata 75 oder: frauen proben den aufstand. szene aus einem aufgegebenen musical frei nach der vorlage des aristophanes
10 – Vierte Poetikstunde im Gehen
11 – Grazien

Politik

2 Gabriele Goettle, Einige Anmerkungen zur Konkurrenz
2 – „Daß schädlich auch ein Denken ist, das sich selbst aus der Reflektion ausnimmt"
7 – Gedanken über mögliche Formen feministischer Anarchie

5 Christa Reinig, Die schlafende Riesin
10 – Die Zeit der Weiblichkeit
1 Frauen gemeinsam sind stark. Interview mit Regina Krause vom Frauenbuchvertrieb in Berlin
1 Im Januar 1977 sollen 200 000 Frauen penetriert werden. Kleine Anmerkungen zu Alice Schwarzer

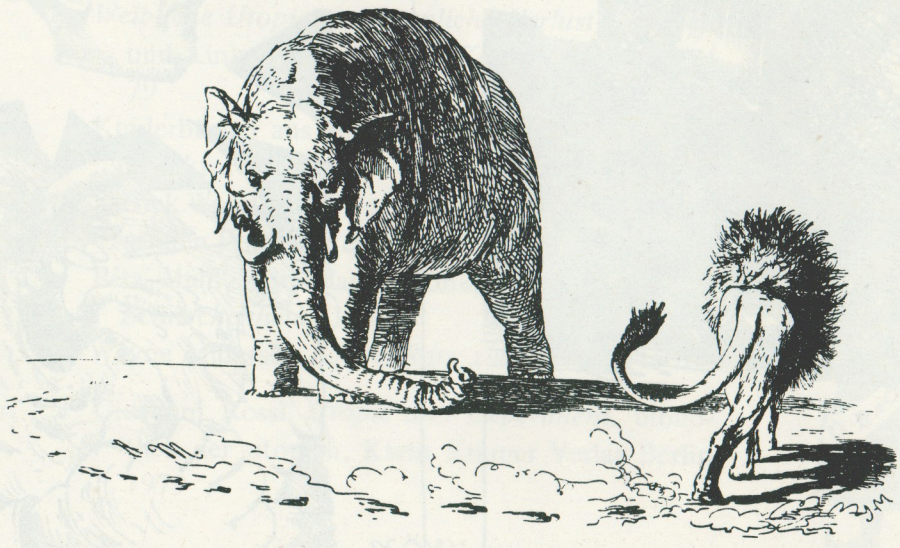
* * *

5 Barbara Freymuth, Die Gewalt der Normalen
2 Gabriele Goettle, Wolf Biermann ist nicht unser Bier
3 – Brief der Schwarzen Botin an die Teilnehmerinnen des münchener Frauenkongresses (Kritik „linker" Politik)
11 – Interview der Schwarzen Botin mit Helmut Schmidt
7 Isolde Eckle, Ute Frank, Eine Mutter reist nach Stammheim. Kritik des Artikels „Stammheim und Bonn", *Courage* 3/78
5 Sonja Immermann, Der Terrorist ist schuld
7 Julia Kristeva, Ein neuer Intellektuellen-Typ: Der Dissident
11 Maria-Antonietta Macciocchi, Allahs Rippe (zur Reise nach Teheran)

Sexualität, Sexismus

3 Brigitte Classen, Das normale Liebesleben. Bemerkungen zur Psychoanalyse
3 Gabriele Goettle, Pornographie als Verherrlichung patriarchaler Gewalt
4 – Sexismus zum Feierabend
3 Roswitha Kaever, Das akademische Geschlecht. Bemerkungen zur Sexualästhetik
4 Heidi von Plato, Der verzehrte Körper (zur Magersucht)
3 Branka Wehowski, Die Guten gehn im gleichen Schritt (zur Homosexualität)

* *



unglaubliche . . .
saueie!
KMÖ 79

Literatur, die uns aufgefallen ist:

Monikalisa Stern, *Am weißen Sonntag trugen Mädchen schwarze Lackschuhe.* Rotbuch Verlag Berlin 1979

Friedrich Stentzler, *Versuch über den Tausch. Zur Kritik des Strukturalismus.* Medusa Verlag Berlin 1979

Etienne Cabet, *Reise nach Ikarien.* bibliothek der utopien, Karin Kramer Verlag Berlin 1979

Carol Hagemann-White, *Frauenbewegung und Psychoanalyse.* Stroemfeld/Roter Stern Basel, Frankfurt a.M. 1979

Jochen Gerz/Francis Lévy, *Exit. Das Dachau-Projekt.* Verlag Roter Stern Frankfurt a.M. 1978

Ernst Loewy, *Exil. Literarische und Politische Texte aus dem deutschen Exil 1933-1945,* J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung Stuttgart 1979

Ignazio Silone, *Der Faschismus.* Verlag Neue Kritik Frankfurt a. M. 1978

Pierre Klossowski, *Kultische und Mythische Ursprünge gewisser Sitten der Römischen Damen.* Merve Verlag Berlin 1979

Pierre Darmon, *Le mythe de la procréation à l'age baroque.* J.-J. Pauvert Paris 1977

Weibliche Utopien – männliche Verluste. Frauen und Linke. *Ästhetik und Kommunikation* 37/79

Kinderbücher aus dem Verlag Sauerländer Aarau, Frankfurt a. M.:

Patrick Woodroffe, Die Abenteuer der Löcher fressenden Ente Tinker, 1979)

Rita Mühlbauer, Hanno Rink, *Himmelszelt und Schneckenhaus* (1979)

Wayne Anderson, *Lieber Ratz, zauber was!* (1976)

Giovanni Rossi, *Utopie und Experiment.* bibliothek der utopien, Karin Kramer Verlag Berlin 1979

Andreas Okopenko, *Vier Aufsätze. Ortsbestimmung einer Einsamkeit.* Residenz Verlag Salzburg und Wien 1979

****

Herausgeberin:	Brigitte Classen
Redaktion:	Gabriele Goettle Brigitte Classen
Autorinnen:	Lydia Christensen Helga Förster Elfriede Gerstl Patricia Highsmith Elfriede Jelinek Elisabeth Kmölninger Greta Knutson Edith Lechtape Heidi Pataki Marie-Simone Rollin
Graphische Gestaltung: Layout:	Gabriele Goettle Brigitte Classen Gabriele Goettle
Herstellung:	sehStern, Mehringdamm 51 1000 Berlin 62 (Reproarbeiten) contrast gmbh, Hauptstr. 159 1000 Berlin 62 (Satz und Druck)
Redaktionsanschrift:	Gabriele Goettle Brigitte Classen Geibelstr. 4 1000 Berlin 45 Tel.: (030) 811 18 75
Postscheckkonto:	Brigitte Classen PSchA Berlin (West) Nr. 239 644 - 104
Vertrieb für Berlin und die BRD:	Buchvertrieb Lang Sächsische Str. 7 1000 Berlin 15 Tel.: (030) 881 74 86

Abonnement- und Auslandsbestellungen sind an die Redaktion der SB zu richten.
Einzelbestellungen sowie mehrfache Bestellungen sind an den Vertrieb (Adresse siehe oben) zu richten.